

swissfuture

Magazin für Zukunftsmonitoring

01/14



**Die Zukunft des
Mannes**

IMPRESSUM

swissfuture Nr. 01/14

Offizielles Organ der swissfuture

Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung,
Organe officiel de la Société suisse pour
la recherche prospective

41. Jahrgang

Herausgeber

swissfuture
Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung
c/o Büro für Kongressorganisation GmbH
Claudia Willi
Kasimir-Pfyffer-Strasse 2
6003 Luzern
T: +41 (0)41 240 63 33
M: +41 (0)79 399 45 99
future@swissfuture.ch | www.swissfuture.ch

Co-Präsidium:

Cla Semadeni, Dr. Andreas M. Walker

Chefredaktion

Francis Müller

Autoren

Diana Baumgarten, Walter Hollstein,
Peter Keller, Andrea Maihofer,
Valentin Landmann, Otto Penz, Michael Rüegg,
Thomas Stoiber, Markus Theunert,
Heinz-Jürgen Voß, Andreas M. Walker,
Nina Wehner

Redaktionelle Assistenz und Bildredaktion

Julia Martínez

Bilder

Fotolia.com: alphaspirt, igor, marqs

Korrekturen

Daniel Kiefer

Layout

Andrea Mettler

Druck

UD Print, Luzern

Erscheinungsweise

4x jährlich

Einzelexemplar

CHF 30.-

Mitgliedschaft swissfuture

(inkl. Bulletin)

Einzelpersonen CHF 100.-

Studierende CHF 30.-

Firmen CHF 280.-

Zielsetzung der Zeitschrift

Das Bulletin behandelt die transdisziplinäre
Disziplin der Zukunftsforschung, die
Früherkennung sowie die prospektiven
Sozialwissenschaften und es macht deren
neuen Erkenntnisse der Fachwelt,
Entscheidungsträgern aus Politik, Verwaltung
und Wirtschaft und einer interessierten
Öffentlichkeit zugänglich.

SAGW

Unterstützt durch die Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW),
Bern. www.sagw.ch

ISSN 1661-3082



EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser

Männern wird eine düstere Zukunft prophezeit: Sie leiden schon jetzt unter Orientierungslosigkeit, Verunsicherung und als männlich geltende Eigenschaften werden oftmals pathologisiert. Männer gelten als suchtanfälliger, gewalttätiger, suizidanfälliger und grundsätzlich als problematischer als Frauen. Sie verlieren Privilegien, die über Jahrhunderte als Grundlage ihres Selbstverständnisses fungierten. Die amerikanische Soziologin Hanna Rosin vertritt gar die These vom «Ende der Männer». Ihr gleichnamiges Buch hat in den USA grosse Debatten ausgelöst. Auch wir beschäftigen uns in diesem Magazin mit der Zukunft des Mannes. Einmal mehr haben kompetente und renommierte Autoren und Autorinnen kontroverse Meinungen zu unserem Thema beige-steuert.

Dass es sich dabei beim Mann als soziale Identität um eine anthropologische Konstante handelt, davon ist grundsätzlich nicht auszugehen, zumal eine historische und kulturelle Perspektive Differenzen aufweist. Simone de Beauvoir sagte: «Man wird nicht als Frau geboren, man wird es.» Dasselbe trifft für den Mann zu: Aus der Perspektive des sozialphilosophischen Pragmatismus ist jede Form der Identität «angeeignet» – auch die männliche.

An diesem Punkt setzt der Männerexperte Markus Theunert in seinem Beitrag an: Er verweist auf die Diskrepanz von Rollenmustern und individuellem Lebensentwurf. Der Mann lässt sich nicht «als solcher» definieren, denn männliche Identität kommt erst als Kontrastfolie zur Frau in die Welt. Solange der Mann jedoch als Norm fungiert und die Frau als Abweichung, so Theunert, bleibe gewissermassen alles beim Alten: «Männern müsste es gelingen, aus dem historisch verständlichen, aber nicht mehr haltbaren Selbstverständnis auszubrechen, den gesellschaftlichen Nullpunkt zu markieren, von dem aus Abweichungen (Frauen, Kinder, Behinderte...) berechnet werden können.»

Dass der «weisse bürgerliche Mann» seit der Kolonialisierung die Referenz zur Konstituierung von abweichenden Identitäten fungiert, darauf verweist auch Heinz-Jürgen Voss in seinem Artikel. Dieses Muster – so der Biologe – ist noch heute eine identitätsbildende Folie, mit der auch ethnische Stereotype bestimmt werden, die unter anderem bei militärischen Interventionen als Legitimation herbeigezogen werden.

Der Soziologe und Männerexperte Walter Hollstein plädiert in seinem Artikel dafür, dass Männerforschung mehr sein muss als nur eine auf Männer umgewandelte Frauenforschung, sondern dass sie eine eigene akademische Disziplin werden muss, in der männliche Kernthemen untersucht werden; zum Beispiel oben erwähnte Tatsache, dass Männer häufiger Suizid begehen als Frauen oder dass sie vermehrt Beziehungen verweigern. Der öffentliche Blick sei «frauenfixiert».

Zu einem ähnlichen Befund kommt der Anwalt Valentin Landmann in seinem Beitrag, der ein ethisch und juristisch heikles Thema aufgreift: Landmann behandelt die Vergewaltigungs-Anzeige in der Partnerschaft, die auch als Waffe eingesetzt werden kann, weil allein der Verdacht oftmals in eine menschliche Katastrophe führt. Er stellt fest, dass Gerichte nur mit grösster Vorsicht – aus Angst vor politischer Korrektheit – Aussagen von Frauen in Frage stellen.

Im Sinne der Wertewandel-Forschung ist der Beitrag von Nina Wehner, Diana Baumgarten und Andrea Maihofer vom Zentrum «Gender Studies» der Universität Basel sehr interessant. Die Forscherinnen erkennen in ihren empirischen Studien bei Männern nicht mehr nur ein traditioneller «Familienwunsch», sondern ein «Kinderwunsch»: Das bedeutet, dass Männer ihr Erwerbsleben zunehmend nach den Bedürfnissen der Familie ausrichten – und sich von der Rolle des Ernährers verabschieden.

Der Autor Michael Rüegg behandelt die Homosexualität: Zu Recht unterscheidet er zwischen homosexueller Praxis, die eine anthropologische Konstante ist, und zwischen Homosexualität als gesellschaftliches Phänomen, die 1968 in westlichen Gesellschaften entstanden ist. Er geht insbesondere auf die Homophobie in Russland und in Afrika ein, deren gesellschaftliche bzw. politische Akzeptanz zum Gegenstand von Menschenrechtsfragen wird. Er verweist auf einen Wertewandel in westlichen Gesellschaften: Waren Homosexuelle vor Jahrzehnten noch eine Szene, so geht es heute eher um Beziehungen und um Kinderwunsch.

Der Wiener Soziologe Otto Penz erkennt eine zunehmende Sexualisierung des männlichen Körpers, was auch Auswirkungen auf die Arbeitswelt hat. Mit dem Wandel von Industrie- zu Dienstleistungsgesellschaften werden Männer zunehmend nach ihrem äusseren Erscheinungsbild «bewertet». Es kommt zu einem «Gay Lifestyle» heterosexueller Männer. Männer übernehmen also das traditionell den Frauen zugeschriebene «Schönheitshandeln», das sie als «zweckorientiertes Arbeiten am Körper» definieren, während Frauen Natürlichkeit betonen.

Tatsache ist: Geschlechterrollen ändern sich – und sie werden sich weiter ändern. Das sorgt für Irritation. In Zeiten der Verunsicherung bezieht man sich gerne auf eine Vergangenheit, die es aber – wie es Andreas M. Walker in seinem Beitrag – so nie gab. Der Zukunftsforscher erkennt in der europäischen Geschichte eine Vielzahl von männlichen Identitätsmustern – vom Mann als gehorsamer Soldat und anspruchslosen Fabrikarbeiter. Er entwickelt Angst-Thesen, die er mit Hoffnungsthesen kontrastiert. Schliesslich sei Zukunft «kein fremdbestimmtes Schicksal», so Walker, sondern «eine Konsequenz aus gesellschaftlichen und individuellen Handlungen».

Die Autoren und Autorinnen dieses Magazins vertreten pointierte, kluge und kontroverse Positionen zu männlicher Identität – und sie verweisen auf verschiedene mögliche Zukunftshorizonte.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Francis Müller

INHALT

- 1 **Editorial**
- 4 **Der Mann in der Perspektive** | Walter Hollstein
- 8 **Vaterschaft im Spannungsfeld zwischen alten und neuen Vorstellungen von Männlichkeit** | Nina Wehner, Diana Baumgarten, Andrea Maihofer
- 11 **Die Zukunft des Mannes – zwischen Narzissokratie und humanistischer (R)Evolution** | Markus Theunert
- 14 **Der Mann im Visier – Anzeigen wegen sexueller Übergriffe in der Partnerschaft** | Valentin Landmann
- 17 **Eine kurze Geschichte der männlichen Schönheitspraxis** | Otto Penz
- 22 **Wird der Mann in Zukunft noch als richtiger Mann leben können?** | Andreas M. Walker
- 26 **Zwischen Integration und Verfolgung: der schwule Mann** | Michael Rüegg
- 29 **«Der Mann» und Männlichkeiten in ihrer Einbindung in Herrschaftsverhältnisse** | Heinz-Jürgen Voß
- 32 **Abstracts**
- 34 **Die Planung des Ungewissen: Mobilität 2030/2050** | Thomas Stoiber und Peter Keller im Gespräch mit Francis Müller
- 37 **Veranstaltungen**
- 39 **Publikationen**

DER MANN IN DER PERSPEKTIVE

Männerforschung wird kaum betrieben. Wenn, dann orientiert sie sich stark an die Frauenforschung, die oft unter «feministischen» Vorzeichen betrieben wird. Walter Hollstein macht sich für eine eigenständige Männerforschung stark, die die Kernproblematiken des Männerdaseins wahrnimmt. Denn den Männern geht's nicht gut: Orientierungslosigkeit, Erwartungsdruck, Vorwürfe, Pathologisierung machen sich breit. Die Antwort der Männer ist Abschottung. Eine düstere Entwicklung, so der Autor, die man ernst nehmen muss.

Keywords: Männerforschung, Pathologisierung, Männerfeindlichkeit, Rollenerwartungen, Desintegration

Walter Hollstein

Männerorganisationen aus Grossbritannien haben 2014 zum «Jahr des Mannes» ausgerufen. In Deutschland haben sich einige Gruppierungen diesem Appell angeschlossen. Dahinter steckt sicher mehr Wunsch als Wirklichkeit. Dennoch signalisiert es einen gewissen Paradigmenwechsel: von der Fokussierung auf Frauenprobleme zur notwendigen Beachtung männlicher Problemlagen. Die öffentliche Wahrnehmung ist durch den Einfluss von Frauenbewegung und Feminismus selektiv eingestellt worden. Das schliesst einerseits die Benennung weiblichen Problemverhaltens aus und verhindert andererseits die Anerkennung männlicher Benachteiligungen (ausf. Hollstein 2012). Ein ebenso signifikantes wie erschreckendes Beispiel ist die männliche Selbsttötung. Die Fakten sind eindeutig: Rund Dreiviertel der Suizidtoten in den Industrieländern sind Männer. Seit 2006 schwanken die Zahlen zwischen 74,5 und 78%. In der Adoleszenz sind gar 86% der Suizidtoten männlich; Kinderärzte schätzen diese Zahlen noch höher (vgl. Männerpolitische Grundsatzabteilung 2003). Eine öffentliche Problematisierung dieser Fakten ist bisher ausgeblieben. Es gehört wenig Fantasie dazu, sich vorzustellen, wie es im umgekehrten Falle wäre. Im Klartext: Wenn die männlichen Zahlen von Suizid-, Unfall- und Mordopfern auf Frauenseite zu Buche stünden, wäre der Aufschrei gewaltig.

Männerforschung – kaum ein Thema im akademischen Diskurs

Nun stellt sich natürlich die Frage, warum dem so ist und warum die Nöte des männlichen Geschlechts so eklatant vernachlässigt werden. Dafür dürfte es im Wesentlichen drei Gründe geben: Frauenbewegung und Feminismus verweisen seit rund 40 Jahren deutlich und entsprechend kämpferisch auf die Bedürfnisse der Frauen. Dementsprechend ist der öffentliche Blick heute frauenfokussiert. Zum zweiten haben Frauenbewegung und Feminismus – nicht zuletzt mit dem Instrument der Frauenforschung – für eine florierende Beschäftigung mit Frauenleben, -geschichte und -anliegen gesorgt. Im deutschsprachigen Raum gibt es ca. 250 Lehrstühle für Frauen- und Geschlechterforschung, aber keinen einzigen für

die Männerforschung. Zum dritten: Während Frauen sich seit mindestens 40 Jahren intensiv für das eigene Geschlecht engagieren, tun Männer das nicht oder allenfalls nur vereinzelt (vgl. Nathanson/Young 2001). Galten Männer noch bis tief in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts primär als Schöpfer der Kultur, Entdecker, Weise, Staatenlenker oder Heiler, so setzte sich dem Beginn des Feminismus in den siebziger Jahren eine grundlegende Umwertung von Männlichkeit ein. Männliche Wesen werden seither vor allem vorgestellt als Zerstörer der Natur, Kriegstreiber, Gewalttäter, Kinderschänder oder – in der Werbung zunehmend – als Trottel und Versager. In ihrem Buch «Pornographie» postuliert die amerikanische Radikalfeministin Andrea Dworkin ebenso schlicht wie dezidiert: «Terror strahlt aus vom Mann, Terror erleuchtet sein Wesen, Terror ist sein Lebenszweck» (Dworkin 1997: 36f.). Ihre Landsfrau Marilyn French setzt in ihrem globalen Bestseller «Frauen» alle Männer gleich mit Nazis, die abgeknallt gehören (French 1990: 241). Gleichwertige Fantasien äussert auch Andrea Dworkin: «Ich möchte einen Mann zu einer blutigen Masse geprügelt sehen» (vgl. Dworkin 1997).

Krankheitsbild: Mann

Es hat vor allem für heranwachsende Männer heutzutage den Anschein, dass männliche Qualitäten per se unrichtig sind und sie als angehende Männer irgendwie falsch gepolt erscheinen. Männlichkeit ist inzwischen in die Nähe des Pathologischen gerückt oder wird sogar schon freimütig als pathologisch bezeichnet. Pädagogische Richtlinien, Erziehungsliteratur und der Alltag in unseren Schulen tendieren immer mehr dazu, den Buben jene Eigenschaften abzutrainieren, die offenbar als besonders männlich und ergo besonders störend empfunden werden: Bewegungsdrang, Motorik, Lautsein, Kräfteressen, Wettkampferverhalten oder Selbstdarstellungen. Dazu merkt die amerikanische Philosophin Christina Hoff Sommers einigermassen sarkastisch an: «Wenn Tom Sawyer und Huckleberry Finn heute leben würden, würde man bei ihnen ein Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom diagnostizieren und sie mit Ritalin ruhig stellen» (Hoff Sommers 2000).

In den USA, die uns entwicklungs­mässig immer um ein paar Jahre voraus sind, war die jüngste Wirtschaftskrise primär eine Männerkrise; insofern spricht man dort nicht mehr von Rezession, sondern von He-Cession. Die am schwersten betroffenen Branchen wie Bau, Industrieproduktion und Finanzmanagement sind respektive waren spezifische Männerdomänen. Seit etwas mehr als drei Jahren sind «zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte mehr Frauen als Männer beschäftigt». Fast 80% der Frauen sind heute erwerbstätig; dagegen hat sich die Quote bei den Männern von 90% auf 65% verringert. Ein Fünftel der Männer hat den Anschluss an die Arbeitswelt vollends verloren. Dementsprechend erodiert das herkömmliche Modell des Mannes als Familienernährer. Heute bringt schon nahezu die Hälfte der Frauen das Familieneinkommen auf, und Männer bestreiten den Haushalt. «Aus feministischer Sicht werden die jüngsten sozialen, politischen und wirtschaftlichen Gewinne der Frauen immer als langsame, mühevoll aufgeholjagd im fortgesetzten Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter dargestellt. Aber offenbar ist der Wandel viel radikaler: Die Frauen holen nicht mehr nur auf, sie werden zum Standard, an dem Erfolg gemessen wird» (Rosin 2013: 13f.). Eltern, die sich vorstellen, dass sie stolz zusehen, wie ihr Kind heranwächst, hätten dabei heute im Regelfall ein Mädchen vor ihrem geistigen Auge und nicht mehr einen Jungen. Kein Wunder: Mädchen sind bereits in der Schule erfolgreicher, sie sind es auch in den Universitäten, und sie sind es in vielen Berufen. Mädchen sind flexibler, ehrgeiziger und lernbegieriger. Jungen hingegen bleiben zurück (vgl. z.B.: BMFB 2008). Sie können sich an die neuen Bedingungen kaum oder nur mühevoll anpassen; sie haben zunehmend Probleme und keine Lösungsmuster dafür. Auswirkungen hat solches bereits seit geraumer Zeit auf dem Bildungs- und Ausbildungsmarkt; so fehlen immer mehr männliche Lehrlinge und qualifizierte Fachkräfte. Stattdessen entwickeln sie zunehmend Rückzugstendenzen.

Muttersöhnchen alleine

Das «Statistische Bundesamt» in Deutschland hat festgestellt, dass jede fünfte Frau alleine lebt. Vor zwanzig Jahren lag die Quote noch bei 14 Prozent. Bemerkenswert ist, dass für viele Single-Frauen diese Lebensform ein Erfolgsmodell zu sein scheint - wenigstens beruflich; sie arbeiten wesentlich häufiger in Führungspositionen als Frauen mit Familien. Diesen Tatbestand haben die Medien am meisten zitiert. Entsprechend dem Zeitgeist sind jene Daten, die Männer betreffen, allenfalls nebensächlich erwähnt worden. Dabei sind gerade diese Zahlen brisant. Nicht nur das; sie sind eigentlich sogar dramatisch. Während seit 1991 die Quote der alleinlebenden Frauen um 16 Prozent gestiegen ist, schnellte jene der Männer um 81 Prozent nach oben. Diese Entwicklung betrifft vor allem junge Männer im heiratsfähigen Alter. 27 Pro-

zent der 18- bis 34-Jährigen leben allein. Auch im sogenannten mittleren Alter – von 35 bis 64 Jahren – lag der Anteil der alleinlebenden Männer signifikant über dem der alleinlebenden Frauen. 60 Prozent der alleinlebenden Männer im Alter von 35 bis 64 Jahren waren noch nie verheiratet; das Statistische Bundesamt bezeichnet sie als «echte Junggesellen». Während junge Frauen heute rasch flügge werden, ist es bei den Männern umgekehrt. 39 Prozent der 18- bis 34-Jährigen wohnen im «Hotel Mama»; von den Dreissigjährigen sind es noch 14 Prozent. Und auch danach verspürt eine beachtenswerte Minderheit keine Lust, aus dem Eltern- und Mutterhaus auszuziehen: Immerhin fünf Prozent der vierzigjährigen Männer leben noch immer zu Hause (Statistisches Bundesamt 2012/13). Laut Auskunft des Bundesamtes für Statistik liegen diese Zahlen für die Schweiz sogar noch höher.

Das alles verweist auf ein Stück Zukunfts-, auf jeden Fall aber Bindungsverweigerung. In den vergangenen vier Jahrzehnten sind Trennungen und Scheidungen zu etwa 75 Prozent von Frauen ausgegangen. Nun sorgen Männer vor, indem sie sich erst gar nicht mehr auf eine Beziehung einlassen – vor allem nicht auf eine, die staats- und standesamtlich zementiert wird. Die Verweigerungshaltung vor allem jüngerer Männer geht aber noch tiefer. Eine Sinus-Studie über Lebensentwürfe, Rollenbilder und Haltungen zur Gleichstellung 20-jähriger Frauen und Männer, die die deutsche Bundesregierung 2007 in Auftrag gegeben hatte, belegt, dass die Zukunftsängste der jungen Männer erheblich grösser sind als die der jungen Frauen. Jungen Männern wird «ein deutliches Leiden an der Komplexität, Unübersichtlichkeit und Dynamik der Gesellschaft» zugeschrieben. Die Rollenerwartungen an die Männlichkeit sind für diese jungen Männer widersprüchlich und ambivalent, auf jeden Fall nicht mehr klar. «Männer heute befürchten, dass in Wahrheit die Frauen die wichtigen Entscheidungen fällen und sie, die Männer, gar nicht mehr brauchen». «Junge Männer sind heute nicht mehr nur in Bezug auf Berufswahl und Arbeitsmarkt verunsichert, sondern auch im Privaten haben sie alle Sicherheit verloren». Sie erkennen sich als vernachlässigt, zurückgedrängt, nicht mehr ernst genommen. «Die Männer leiden in ihrer subjektiven Befindlichkeit und fühlen sich in der Defensive: Die Frauen schreiben das Drehbuch» (Sinus 2007: 32). So beutelt die jungen Männer heute die Angst, bald überflüssig zu werden. Das fügt sich ein in Diagnosen vom «Ende der Männer», wie es die amerikanische Soziologin Hanna Rosin formuliert hat.

Männerforschung orientiert sich zu stark an die Frauenforschung – ein Fehler

Was den Zustand verschärft, ist, dass Männer keine Advokaten für ihre Sache haben. Als Antwort auf die Frauenforschung hat sich die Männerforschung konstituiert. In ihren Anfangszeiten hat sie sich quasi

vollumfänglich an den Erkenntnissen der Frauenforschung orientiert und sich überdies explizit als feministisch oder zumindest pro-feministisch verstanden. Dementsprechend argumentierte diese Männerforschung nicht nur häufig an den pragmatischen Bedürfnissen der realen Männer vorbei, sondern nahm auch deren vielfache Bedürftigkeiten nicht wahr. Ein Beispiel dafür ist der repräsentative Sammelband von Michael S. Kimmel und Michael A. Messner, der männliches Leben im Wesentlichen reduziert auf Machterwerb, Gewalt, Krieg, die Unterdrückung von Mädchen und Frauen, sexistische Witze, sexuellen Missbrauch, Vergewaltigung, Pornographie und Konkurrenz. Der britische Soziologe Jeff Hearn verlangt in seinen «fünf Prinzipien für eine kritische Männerforschung» sogar ausdrücklich eine feministische Sichtweise von Männern; auch eine männliche Praxis der Veränderung habe zumindest pro-feministisch zu sein (vgl. Hearn 1990: 83). Die Kritik wird aber noch grundsätzlicher ansetzen müssen: Das Apriori-Engagement dieser Männerforschung für den Feminismus bewirkt, dass die Prämissen, Ergebnisse, Dogmen und Forderungen der Frauenbewegung vorbehaltlos übernommen werden. Die gänzlich unwissenschaftliche Konsequenz davon ist, dass die Lebensbedingungen und die Bedürfnisse von Männern gar nicht erst zur Kenntnis genommen, geschweige denn empirisch überprüft werden. Geradezu erschreckend ist dabei die völlige Empathielosigkeit gegenüber dem eigenen Geschlecht. Eine normale Selbstliebe, die als eben normale ja weder narzisstisch noch unkritisch zu sein hat, ersetzen die Profeministen durch Selbsthass und diffuse Schuldgefühle gegenüber den Frauen; alles Negative wird auf Männer projiziert, alles Positive auf Frauen. Es fehlt die grundlegende Selbstakzeptanz, sich erst einmal als Mann anzunehmen und darüber auch den nötigen Respekt für das eigene Geschlecht aufzubringen.

Eine neue empirische Untersuchung aus Australien konstatiert, dass Schweigen offenbar die einzige männliche Antwort sei, die gegenwärtig zur Verfügung stünde. Zu gross sei die Angst der Männer vor dem Vorwurf des Sexismus (vgl. M&C Saatchi 2013). Männer würden sich inzwischen wie Opferlämmer fühlen, auf die Frauen alle Sünden, Probleme und eigenen Fehler abschieben.

Die Zukunft der Männer wäre in dieser Optik, dass sie keine eigene Zukunft haben, sondern nur eine, die von feministischen Frauen und deren männlichen Mitstreitern für sie gemacht wird. Der irische Psychiater Clare attestiert den Männern sogar, überhaupt keine Zukunft mehr zu haben (vgl. Clare 2002).

Sie schotten sich ab, streiken und sind wütend – mit verheerenden Folgen

Dramatisch bewertet die amerikanische Psychologin Helen Smith die Entwicklung in ihrem Buch «Men on Strike». Sie meint, dass junge Männer vermehrt in den

Streik träten, weil die gesellschaftliche Entwicklung immer männerfeindlicher werde und sie mehr und mehr ihrer Zukunftsmöglichkeiten beraube. So bliebe ihnen nur als Antwort, sich arbeits-, beziehungs- und zeugungsmässig zu verweigern (vgl. Smith 2013). Das mag einigermaßen übertrieben klingen, enthält aber auch für unsere Breitengrade tendenziell Wahres. Vor dieser Entwicklung haben weitsichtige Soziologen wie zum Beispiel Lord Dahrendorf schon vor rund 25 Jahren gewarnt. Hatte Dahrendorf noch die Gefahr wachsender Gruppierungen von jungen Männern benannt, die aus der Arbeitsgesellschaft herausgefallen sind und sich aufgrund eines traditionalistischen Männerbildes auch keinen veränderten Bedingungen anpassen können (vgl. Dahrendorf 1988), gab es nur wenige Jahre später in England schon ganze Stadtviertel, die von diesen «angry young men» geprägt wurden – etwa Norris Green in Liverpool, Moss Side in Manchester oder Tottenham in London. Diese Entwicklung trägt sich zunehmend in die grossen Städte der deutschsprachigen Region. Auch hier gibt es Quartiere, die sich von der jeweiligen Gesamtstadt abkoppeln und ihre Randexistenz zementieren. So bildet sich «eine Schicht von überwiegend männlichen Personen heraus, die sich mit minimalen Bedürfnissen einrichten und am allgemeinen gesellschaftlichen Leben kaum mehr teilnehmen» (Berlin-Institut 2007: 7).

Diese Realität und ihre Folgen lassen sich in einem soziologischen Dreisatz fassen: Desintegration = Dezivilisierung = Anomie. Dezivilisierung bedeutet zunehmende Verwahrlosung und Missachtung von Leben und Besitz, was schliesslich in die Anomie als Normlosigkeit und Zerfall der Ordnung führt.

Damit erodiert alles Gesellschaftliche. Die Aussichten für das männliche Geschlecht sind also einigermaßen düster. Remedur wäre – wie eingangs angedeutet – der Paradigmenwechsel zur Männerpolitik, die Anerkennung männlicher Problemlagen und vor allem Männer, die sich für einen solchen Wandel einsetzen, statt sich für eskapistische Muster zu entscheiden.



Prof. em. Walter Hollstein

Walter Hollstein (em. Prof. für politische Soziologie) lebt in Riehen bei Basel und ist seit 25 Jahren Soziologe mit Schwerpunkt auf Männer- und Geschlechterforschung. Er ist u.a. Gutachter des Europarates für Männerfragen. Für seine Publikation «Die Gegengesellschaft – Alternative Lebensformen» erhielt er den deutschen Sachbuchpreis.

Literatur

- Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2007): Not am Mann. Vom Helden zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer.
- BMBF (2008): Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/männlichen Jugendlichen. Berlin.
- Clare, Anthony (2002): Männer haben keine Zukunft. Bern.
- Dahrendorf, Ralf (1988): The Modern Social Conflict. New York.
- Dworkin, Andrea (1997): Pornographie – Männer beherrschen Frauen. Frankfurt/M.
- French, Marilyn (1990): Frauen. Reinbek.
- Hearn, Jeff/Morgan, David (1990): Men, Masculinities and Social Theory. London.
- Hoff Sommers, Christina (2000): The War against Boys. New York.
- Hollstein, Walter (2012): Was vom Manne übrig blieb. Das missachtete Geschlecht. Stuttgart.
- Kimmel, Michael S./Messner, Michael (1995): Men's Lives. Needham Heights, Mass.
- Männerpolitische Grundsatzabteilung (2003): Suizide von Männern in Österreich. Wien.
- M&C Saatchi (2013): The Modern (Aussie) Man. Canberra.
- Nathanson, Paul/Young, Katherine A. (2001): Spreading Misandry. The teaching of contempt for Men in Popular Culture. Montreal u. London.
- Rosin, Hanna (2013): Das Ende der Männer und der Aufstieg der Frauen. Berlin.
- SINUS (2007): 20-jährige Frauen und Männer heute. Heidelberg.
- Smith, Helen (2013): Men on Strike: Why Men are Boycotting Marriage, Fatherhood, and the American Dream - and Why it Matters.
- Statistisches Bundesamt (2012/13): Alleinlebende in Deutschland. Wiesbaden.
- .

VATERSCHAFT IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN ALTEN UND NEUEN VORSTELLUNGEN VON MÄNNLICHKEIT

Vater werden oder nicht? Heute gibt es immer mehr Männer, die sich nicht nur diese Frage stellen, sondern auch einen expliziten Kinderwunsch haben. Fürsorglicher Vater zu sein, der gleichzeitig das Geld nach Hause bringt – die Autorinnen sprechen vom «emotional involvierten, präsenten Ernährer-Vater» – ist eine Herausforderung mit vielen Fallen, aber auch Chancen. Die Familienpolitik in der Schweiz wird sich künftig vermehrt auch mit diesem Lebensmodell auseinandersetzen.

Keywords: Vaterschaft, Kinderwunsch, Erwerbstätigkeit, Erziehung, Lebensmodell, Geschlechterordnung

Nina Wehner, Diana Baumgarten, Andrea Maihofer

Bei Fragen nach Kindern und Familie wurde lange Zeit – auch wissenschaftlich – zumeist auf Frauen fokussiert. So verweist der Schweizerische Familienbericht von 2004 ausschliesslich auf die Zahl der gewünschten und tatsächlich geborenen Kinder pro Frau. Wie viele Kinder sich Männer wünschen und wie viele sie haben, wird dagegen nicht erhoben. Diese Sichtweise kann als symptomatisch betrachtet werden: Das Aufziehen von Kindern wurde und wird noch immer vor allem Frauen zugeschrieben. Entsprechend gilt Mütterlichkeit als «natürlicher» Bestandteil von Weiblichkeit, während Männlichkeit bislang nur schwerlich mit Väterlichkeit und der alltäglichen Fürsorge für Kinder in Verbindung gebracht wird. Genau dies beginnt sich jedoch gegenwärtig zu verändern.

Veränderte Vorstellungen von Vaterschaft

In unserer SNF-Studie zu Bedingungen von Vaterschaft heute haben wir Interviews mit 60 Deutschschweizer Männern zwischen 25 und 65 Jahren geführt, je hälftig mit Vätern und Kinderlosen.¹ In den Interviews wurde deutlich, dass die Entscheidung für (oder gegen) eine Vaterschaft eine sehr bedeutende Frage in ihrer Biographie darstellt, und zwar sowohl bei Vätern als auch bei kinderlosen Männern. Vaterwerden wird mit einem komplexen Bündel an (Selbst-)Anforderungen verbunden. Wir haben das mit der Notwendigkeit umschrieben, «parat» werden zu müssen für eine Vaterschaft. Dieses «Paratwerden» umfasst sowohl einen inneren Prozess der eigenen Reifung und Bereitschaft als auch des «Paratmachens» der äusseren Lebensumstände. Das heisst, bereits vor einer potentiellen Zeugung setzen sich viele Männer mit der Bedeutung von Vaterschaft für sie und ihr weiteres Leben auseinander: Was für ein Vater

will ich sein? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein für ein Kind? Wie möchte ich meine Vaterschaft gestalten und leben?

Wie sich dabei zeigt, sind die Ansprüche der Männer an Vaterschaft und sich selbst als (potentielle) Väter sehr hoch. Vor allem die älteren Männer grenzen sich sehr stark von ihren eigenen Vätern ab: Diese werden als «grossflächig abwesend» und «wenig präsent» im Leben der Kinder beschrieben – eine Form von Vaterschaft, welche sie selbst nicht mehr praktizieren wollen. Stattdessen wollen sie im Leben und Alltag ihrer Kinder präsent sein und eine intensive Beziehung zu ihren Kindern entwickeln (vgl. ausführlicher Baumgarten 2012; Forsa 2014).

Gleichzeitig bestätigen auch unsere Ergebnisse, dass Erwerbsarbeit nach wie vor ein zentraler Bezugspunkt männlicher Identität ist (vgl. auch Meuser 2010; Heilmann 2012). Eine vor allem auf Berufsarbeit bezogene Lebensführung wird nicht nur gesellschaftlich gefordert, sondern in der Regel auch von den Männern selbst gewünscht. Noch immer ist sie ein wesentlicher Bestandteil des vorherrschenden Bildes von Männlichkeit und reproduziert die Neigung, sich für die Übernahme der Position des Familienernährers verantwortlich zu fühlen.

Beides zusammen führt jedoch zu einem schwer lösbaren Spannungsfeld konfligierender Anforderungen an Vaterschaft: Anwesenheit und Präsenz als Beziehungspartner bei gleichzeitiger Hauptverantwortlichkeit für das Familieneinkommen. Das sich derzeit herausbildende durchaus ambivalente Ideal von Vaterschaft lässt sich daher, paradox formuliert, als «emotional involvierter, präsenter Ernährer-Vater» umschreiben. Diese neue Norm von Vaterschaft kann einerseits als Beleg für eine generell wachsende Bedeutung der Betreuung und Erziehung von Kindern als steigender gesellschaftlicher Anspruch an Eltern gelten, der nun verstärkt *auch an Männer* adressiert

¹ Die Studie wurden von Schweizerischen Nationalfonds finanziert, Laufzeit 2007-2010. Ausser den Autorinnen arbeitete noch Dipl. Soz. Karsten Kassner in dem Projekt mit.
<http://genderstudies.unibas.ch/forschung/forschungsprojekte/vaterschaft-heute>

wird. Zugleich zeigt sich darin aber auch das zunehmende Bedürfnis nach fürsorglichen Beziehungen von *Männern selbst*. Unseres Erachtens verweist dieses Ideal auf eine insgesamt wachsende Bedeutung affektiver Bindungen und der emotionalen Qualität familialer Beziehungen sowohl für Frauen als auch für Männer (vgl. Maihofer 2014; Gabb 2010).

Männlicher Kinderwunsch – mehr als «nur» Familienwunsch

Wie Männer ihre Vaterschaft ausgestalten, hängt gemäss unserer Studie zudem damit zusammen, ob vor der Familiengründung ein eigener Kinderwunsch des Mannes bestand und wie genau dieser ausgeprägt war. Was in der Literatur bislang unter «männlichem Kinderwunsch» gefasst wird, kann, genauer betrachtet, nämlich sehr Unterschiedliches meinen: So wünschen sich manche Männer auch unabhängig vor einer konkreten Paarbeziehung im wörtlichen Sinne ein Kind und eine eigenständige Beziehung zu diesem, das nennen wir einen «Kinderwunsch» im eigentlichen Sinne. Anderen Männern geht es mehr um die «Lebensform Familie», die Frau und Kinder beinhaltet. Das würden wir eher als «Familienwunsch» bezeichnen. Er zielt stärker auf den Status des herkömmlichen Familienvaters als Bestandteil einer Normalbiographie «erwachsener» Männlichkeit und weniger auf das Kind als unmittelbares Beziehungsgegenüber.

Männer mit einem «Familienwunsch» halten, wie sich zeigt, eher an einer traditionellen Aufgabenteilung bezüglich Erwerbs- und Familienarbeit fest bzw. praktizieren eine solche. Männer mit einem expliziten «Kinderwunsch» hingegen wollen vielfach ihr Erwerbsleben nach den Bedürfnissen der Familie ausrichten, zum Beispiel indem sie ihr Arbeitspensum reduzieren oder eine zeitlich flexiblere Berufstätigkeit aufnehmen. Während ein «Familienwunsch» auch mit einem Vollzeitpensum in Einklang zu bringen ist, lassen sich die mit einem «Kinderwunsch» verbundenen Selbstansprüche ans eigene Vatersein damit nur schwer vereinbaren (vgl. Baumgarten et al. 2012).

Väterlichkeit – neue Formen von Männlichkeit

Der oben skizzierte «Kinderwunsch» und der damit verbundene Anspruch, ein präsenter Vater sein zu wollen und zu können, etablieren auch neue Vorstellungen und Praxen von Männlichkeit. Diese zeigen sich in geteilter Verantwortung auch für das Familieneinkommen oder geringeren Erwerbspensen von Männern. Vaterschaft und Männlichkeit sind damit nicht nur in der Vorstellung, sondern vielfach auch *faktisch* in Bewegung geraten. Präsenz und Fürsorge in der Familie sowie ein verändertes Verhältnis zur Erwerbsarbeit sind dabei keineswegs blosser Wunsch oder nur Gleichheitsrhetorik ohne Anspruch bzw. Chance auf Realisierung. Es gibt zunehmend gelingende Beispiele praktischer Umsetzung, in denen

diese Ansprüche aus eigenen intrinsischen Motiven und bereits vor dem tatsächlichen Vaterwerden vorhanden sind.

Entgegen der Annahme, gestiegene Ansprüche an Vaterschaft stünden einer Familiengründung eher im Wege, sind diese nach unseren Daten zum Teil sogar Voraussetzung für das Sich-Einlassen auf eine Vaterschaft. Einige Interviewpartner haben es im Vorfeld der Familiengründung regelrecht zur Bedingung gemacht, nur dann Vater werden zu wollen, wenn sie sich auch in grösserem Umfang selbst um das Kind kümmern können und nicht allein für das Familieneinkommen zuständig sind. Nicht zuletzt hier zeigt sich eine wachsende Bedeutung der Generativität auch für Männer. Die Form ihrer Realisierung wird vermehrt zum eigenen Lebensthema. Allerdings muss ein solcher Wunsch im Alltag bislang gegen teilweise grosse strukturelle Widerstände – u.a. betriebliche und wohlfahrtsstaatliche Rahmenbedingungen sowie die weiter bestehende Kraft tradierter Geschlechternormen – gelebt werden.

Insgesamt hat diese Entwicklung zur Konsequenz, dass sich heute auch Männer vermehrt mit dem Problem der Vereinbarkeit auseinandersetzen müssen. Anders als bei Frauen, bei denen in der Regel *Familie mit Beruf* vereinbart werden muss, liegt das Problem für Männer jedoch nach wie vor umgekehrt in der Vereinbarkeit von *Beruf mit Familie*.

Bewegung im Geschlechterverhältnis

Mehr Engagement von Vätern im Sinne einer selbstbestimmten Vaterschaft bringt auch Veränderungen ins Verhältnis der Geschlechter. Zum einen kommt es zu neuen Konfliktlinien, wenn es darum geht, Zuständigkeiten und Fürsorgepraxen in den Familien zu verhandeln. Wer wann was im Haushalt und bei der Kindererziehung wie machen soll und darf, ergibt sich nicht mehr aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit, sondern muss im Alltag (immer wieder) ausgehandelt, überdacht und besprochen werden (vgl. König/Maihofer 2004; König 2012). Letztlich liegt genau darin jedoch die Chance für eine gleichberechtigtere Erziehungs- und Fürsorgeverantwortung von Müttern und Vätern (vgl. Kassner et al. 2013).

Zum anderen ergeben sich aus einer Verabschiedung starrer geschlechterdifferenter Zuschreibungen Möglichkeiten für neue Allianzen zwischen Vätern und Müttern gegen familienfeindliche Lebens- und Erwerbsstrukturen. Eine gleiche Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zwischen Frauen und Männern könnte die bislang vorherrschende weibliche Konnotation von Fürsorge auflösen. Care- und Fürsorgearbeit käme dann in Zukunft nicht mehr allein als geschlechter-, sondern als allgemein gesellschaftspolitisch notwendiges Thema gesellschaftlicher Reproduktion auf die Agenda.

(Potentielle) Vaterschaft und die damit verbundenen (neuen) Ansprüche an Vaterschaft stellen ausserdem

einen Anlass für Männer dar, zunehmend über ihre Lebens- und Berufsorientierungen zu reflektieren und lebenswerte Modelle der Vereinbarkeit von Beruf und Familie einzufordern. Bis anhin weitgehend unangetastete Normen wie das «männliche Normalarbeitsverhältnis» werden angesichts der steigenden Bedeutung von präsenter und emotional involvierter Väterlichkeit für Männer immer stärker erklärungsbedürftig. Dies wird nicht nur eine zunehmende Infragestellung der herrschenden Arbeitsbedingungen und -formen nun auch von Männern zur Folge haben, sondern auch ein grundlegendes Überdenken des Verständnisses von Erwerbstätigkeit und ihrer Bedeutung für das eigene Leben. Dieser Entwicklung muss eine zukünftige Familienpolitik in der Schweiz sicherlich vermehrt Rechnung tragen.



Prof. Dr. Andrea Maihofer

Prof. Dr. Andrea Maihofer ist Professorin für Geschlechterforschung und Leiterin des Zentrums Gender Studies an der Universität Basel. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören geschlechtsspezifische Sozialisation, vergeschlechtlichte Subjektivierungsweisen und Aspekte des historischen und gegenwärtigen Wandels der Geschlechterverhältnisse. Sie forscht seit vielen Jahren zu Familie, zu Prozessen des Wandels familialer Lebensformen, Arbeitsarrangements und zu Normen von Mutterschaft und Vaterschaft.



Dr. Diana Baumgarten

Dr. Diana Baumgarten ist Forschungsassistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel und auf die Themenbereiche Elternschaft, Konstruktion von Geschlecht sowie qualitative Sozialforschung spezialisiert. Sie hat zu Vater-Kind-Beziehungen promoviert und forscht aktuell zum Gesundheitshandeln von Männern.



Dr. Nina Wehner

Dr. Nina Wehner ist Forschungsassistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie hat über Familiengründungsprozesse von studierenden Männern und Frauen promoviert. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen neben Familien- und Väterforschung, Geschlechterungleichheiten in Berufsverläufen und qualitative Forschungsmethoden. Aktuell forscht sie gemeinsam mit Andrea Maihofer, Elisabeth Zemp Stutz, Diana Baumgarten und Frank Luck zum alltäglichen Umgang von Männern mit Gesundheit.

Literatur

Baumgarten, Diana/Kassner, Karsten/Maihofer, Andrea/Wehner, Nina (2012): Warum werden manche Männer Väter, andere nicht? Männlichkeit und Kinderwunsch. In: Walter, Heinz/Eickhorst, Andreas (Hg.): Das Väter-Handbuch. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 415-443.

Baumgarten, Diana (2012): Väter von Teenagern. Sichtweisen von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung. Barbara-Budrich-Verlag: Opladen/Berlin/Toronto.

Gabb, Jaqui (2010): Researching intimacy in families. Houndmills/Basingstoke/Hampshire.

Forsa. Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analyse (2014): Meinungen und Einstellungen der Väter in Deutschland.

Heilmann, Andreas (2012): Die Krise männlicher Muster von Erwerbsarbeit – Chance für eine solidarische Arbeits- und Geschlechterpolitik? In: Kurz-Scherf, Ingrid/Scheele, Alexandra (Hg.): Macht oder ökonomisches Gesetz? Zum Zusammenhang von Krise und Geschlecht. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 52-67.

Kassner, Karsten/Wehner, Nina/Baumgarten, Diana (2013): Vater sein. Fast genauso gut wie Mütter oder anders? In: Grisard, Dominique/Jäger, Ulle/König, Tomke (Hg.): Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, S. 257-265.

König, Tomke (2012): Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz.

König, Tomke/Maihofer, Andrea (2004): «Es hat sich so ergeben» – Praktische Normen familialer Arbeitsteilung, in: Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung, H. 3, S. 209-232.

Maihofer, Andrea (2014): Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholze, Sylka (Hg.): Wissen - Methode - Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 313-334.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit, in: Erwägen Wissen Ethik, Jg. 21, Heft 3, S. 325-336.

DIE ZUKUNFT DES MANNES – ZWISCHEN NARZISSOKRATIE UND HUMANISTISCHER (R)EVOLUTION

Die heutige Gleichstellungspolitik befördert Imitation statt Emanzipation und zementiert die Macht des androzentrischen Unbewussten, schreibt Markus Theunert, Fachmann für Männer- und Geschlechterfragen. Er erklärt in seinem Beitrag, wohin das wahrscheinlich führen wird – und wie Plan B aussieht.

Keywords: Gleichstellung, Männlichkeitsideal, Geschlechterverhältnisse, Geschlechterrollen, Narzissokratie, Entwicklung

Markus Theunert

«Die Zukunft des Mannes», heisst der Schwerpunkt dieses Magazins. Bei näherer Betrachtung wirft der Titel Fragen auf, die bereits vor dem Blick auf das allfällige Künftige komplex sind.

Zuerst: So wenig es den Mann als homogene soziale Grösse heute gibt, so wenig wird der Mann eine Zukunft haben. Was es gibt, ist ein gesellschaftlich definierter Anforderungskatalog, den erfüllen muss, wer sich das Attribut «männlich» verdienen will. Was die Ingredienzen dieser hegemonialen Männlichkeitskonstruktion sind, ist nicht so leicht zu fassen und eben auch subtile Wandel unterworfen. Wir kennen die Sprüche: Indianer spüren keinen Schmerz und Jungen weinen nicht. Wir kennen die Figuren: einsame Wölfe und sprachlose Helden, tollkühne Abenteurer und mutige Pioniere, schmissige Charmeure und souveräne Womanizer, neuerdings immer mehr auch fitte Superdaddies und einfühlsame Liebhaber. Wir kennen die Konzepte: männliche Identitätskonstruktion über Negation (Hauptsache keine Frau und nicht schwul), unbewusste Androzentrismus (Männer sind die Norm, Frauen der Sonderfall), permanente Leistungs-, Wettbewerbs- und Konkurrenzorientierung bei gleichzeitiger Verriegelung der Innenwelt.

Jeder Mann – ich meine wirklich: jeder Mann – sieht sich mit der Aufgabe konfrontiert, einen Umgang mit der Diskrepanz zwischen kulturellem Männlichkeitsideal und individuellem Lebensentwurf zu finden. So unterschiedlich diese Aufgabe für einen «erfolgreichen» Manager im Vergleich zum schwulen Migrantenjungen oder dem behinderten Arbeitslosen sein mag, eins bleibt konstant: Es ist ein Umgang mit Ungenügen, mit dem Scheitern am unerfüllbaren Ideal.

Fragen wir nach der Zukunft des Mannes, so sehen wir bereits nach dieser ersten Differenzierung darin drei Fragen enthalten: Erstens, wie wird sich das kulturelle Männlichkeitsideal inhaltlich wandeln? Zweitens, wie wird sich die Verbindlichkeit in der Verpflichtung wandeln, das Männlichkeitsideal erfüllen zu müssen? Drittens, ob und wie werden sich Männ-

lichkeitsideale über die verschiedensten Milieus und Typen differenzieren?

Mann und Frau in der Dichotomie Falle

Der Titel «Die Zukunft des Mannes» beinhaltet eine zweite Schwierigkeit. Nehmen wir der Einfachheit halber mal an, es gäbe Männer und wir könnten von ihnen insofern als soziale Kategorie sprechen, als dass alle Vertreter dieser Kategorie bestimmte Eigenschaften teilen. (Im universitären Diskurs macht man sich mit dieser Annahme bereits einer unzulässigen Dichotomisierung verdächtig, welche die kulturell eingeklagte Unterscheidung in Männer und Frauen erst hervorbringe.) Unabhängig davon, als wie bestimmend und zahlreich man diese geteilten Eigenschaften auch annehmen mag, so gilt in jedem Fall: Sämtliche Eigenschaften, die Männern zugeordnet werden, sind aus logischen Gründen nur trennscharf und sinnvoll, wenn sie in Abgrenzung zu etwas stehen. In Geschlechterfragen ist dieses Gegenüber schnell gefunden: Was Männer definiert, ist das, was sie von Frauen abgrenzt.

«Die Zukunft des Mannes» ist deshalb von Anbeginn nicht zu prognostizieren, ohne sie in Verbindung zur «Zukunft der Frau» zu setzen. Damit erweitert sich die Fragestellung um ein Dreifaches: Welche Veränderungen erfahren männliche Lebensrealitäten in der Zukunft? Welche Veränderungen erfahren weibliche Lebensrealitäten in der Zukunft? Und vor allem: Wie verändern sich die Geschlechterverhältnisse in der Zukunft?

Suchen wir für diesen zweiten Frageblock nach Antworten, so bietet sich der Blick auf die heutigen Realitäten als Bezugspunkt zur Prognose möglicher Entwicklungen an – auch und gerade, weil sich dieses Bild durch vielfältige Verwerfungen auszeichnet.

Ist wirklich alles gleich?

Die realen Verwerfungen kündigen sich auf einer grundsätzlichen Ebene an: Wir sehen einerseits einen breiten gesellschaftlichen Konsens, der Gleichwertigkeit,

Gleichberechtigung und Gleichstellung zu Grundwerten mit einem quasireligiösen Geltungsanspruch erhoben hat. Wer sie hinterfragt, muss mit Stigmatisierung und Ausgrenzung rechnen. Eine offen antifeministische Einstellung ist selbst für die SVP ein Grund zum Parteiausschluss. Wir sehen andererseits gleichzeitig und in Widerspruch zum behaupteten Gleichstellungsideal nicht nur eine Gleichstellungsmüdigkeit, sondern aktiven passiven Widerstand der Mehrheit der Männer (und auch vieler Frauen) gegenüber politischen Massnahmen und individuellen Handlungsspielräumen, welche die Gleichstellungsforderungen der Verwirklichung näher bringen würden. Ich habe diese widersprüchliche Haltung als Co-Feminismus bezeichnet (Theunert 2013).

In diesem Spannungsfeld von Anspruch und Wirklichkeit entwickeln sich die Geschlechterverhältnisse in einem faszinierenden Wechsel von Wandel und Persistenz. Denn einerseits erleben wir in kurzer Zeit fundamentale Veränderungen. 40 Jahre nach Einführung des Frauenstimmrechts stellen Mädchen heute die Mehrheit der Maturandinnen und der Studienabgängerinnen. Zum Zeitpunkt des Berufseintritts sind Aufstiegschancen und Entlohnung praktisch gleich. Trotzdem schlägt bei Geburt des ersten Kindes die Traditionsfalle zu: Frauen stellen ihre Erwerbsarbeit ein oder reduzieren sie, Männer erhöhen ihr Erwerbsspensum. Weil gleichzeitig Mütter wie Väter immer später Eltern werden, fällt dieser Bruch in die entscheidende Karrierephase zwischen 30 und 40 Jahren. Bis zur Pensionierung holen Frauen ihren Rückstand nicht mehr auf.

Was auf den ersten Blick nach männlichem Beharren auf traditionellen Lebensentwürfen und Privilegien aussieht, differenziert sich beim Blick auf die männlichen Beiträge für Haus und Familie. Sie sind namhaft gestiegen – allein in den letzten zehn Jahren um acht Stunden pro Woche. Damit ist jedoch keine Reduktion des Erwerbsspensums verbunden; der Vollzeitmann bleibt die Normalität (unter Vätern kleiner Kinder ist der Anteil der Teilzeit-Erwerbstätigen mit 10.0 Prozent sogar noch kleiner als in der Gesamtheit der Männer mit 13.8 Prozent).¹

Männer im Rollen-Clinch

Es scheint, als haben sich die heutigen Männer nicht vom Männlichkeitsideal ihrer Vätergeneration zu emanzipieren vermocht, während sie sich gleichzeitig auch nicht vom Egalitätsideal ihrer Partnerinnen abgrenzen können oder wollen. Damit konstellierte sich das Bild des heutigen Mannes, der auf Kosten seiner Eigenzeit das traditionelle Ernährerbild ebenso zu erfüllen sucht wie das moderne Ideal des engagierten Vaters und präsenten Partners. Die jungen Frauen von heute finden sich in der gleichen Widersprüchlichkeit gefangen: Sie streben sowohl dem Bild der erfolgreichen, eigenständigen Businessfrau nach

und verhaften sich gleichzeitig in der Frauenrolle ihrer Müttergeneration.

Die Entwicklung der Geschlechtsrollen erweckt so den Eindruck, als tappten Männer wie Frauen in die gleiche Falle: Beiden gelingt es weder, sich von ihrem Erbe und den damit verbundenen traditionellen Erwartungen noch von den egalitären Idealen der Gegenwart zu lösen. Sie üben den Spagat – und sind dabei vor allem furchtbar angespannt und gestresst. Die empirisch beobachtbare Angleichung geschlechtsspezifischer Gesundheitsrisiken – beispielsweise das Rauchen – weist in Richtung dieser These. Wie wird das weitergehen? Ich entwickle auf der Basis der umrissenen Diagnose nachstehend zwei Zukunftsszenarien: eine Wahrscheinliche und eine Wünschbare.

Das wahrscheinliche Szenario

Die Emanzipationsbewegung der Frauen ist angetreten, Geschlechtsrollenkorsette zu sprengen und das Patriarchat zu überwinden. Erreicht hat sie enorm viel. Aber nicht unbedingt das, was sie eigentlich wollte. Denn was wir heute sehen, ist doch viel eher Imitation als Emanzipation. Wir geben vor, Chancengleichheit ermöglichen zu wollen, bewerten den Erfolg unserer Chancengleichkeitspolitik aber, indem wir Ergebnisgleichheit messen. Gleichstellung wird auf die gerechte Verteilung von Macht und Geld reduziert. So wird die Skizze der emanzipierten Frau von morgen zum Zerrbild des erfolgreichen Mannes von gestern: Sie ist gefordert, die männlichen Spielregeln zu durchschauen und sich anzueignen, um sich im männlich geprägten System bis an die Spitze zu kämpfen. Die emanzipierte Frau muss sich als Kerl beweisen. Damit verrät sie das Ideal der Emanzipation gleich doppelt: Statt das zu tun, was sie wirklich tun möchte, macht sie das, was von ihr erwartet wird – nämlich Kinder und Karriere. Geändert hat dann nur der gesellschaftliche Anspruch, nicht aber die Befähigung des Subjekts, sich von diesem Anspruch abzugrenzen. Damit wird zwar über kurz oder lang das Patriarchat als Herrschaft der Männer überwunden, gleichzeitig aber die Herrschaft der Männlichkeit – also eines auf Über- und Unterordnung, Selbst- und Fremdausbeutung beruhenden Systems – gestärkt. Perspektive dieser Entwicklung ist die Narzissokratie (vgl. Theunert, 2013): die Herrschaft der kranken Kämpfer und Kämpferinnen. In ihr herrscht zwar Egalität, insofern in der Schicht der Mächtigen und Privilegierten Männer wie Frauen zahlenmässig gleich stark vertreten sind. Trotz Ergebnisgleichheit herrscht aber noch lange keine Chancengleichheit: Das androzentrische Unbewusste definiert munter weiter, welche Männer und Frauen den Ansprüchen der hegemonialen Norm genügen und welche durch das Raster fallen.

Vereinfacht gesagt folgt dieses Szenario der Entwicklungslinie, wonach Frauen sich zusehends so verhalten

¹ Nach Angaben des Bundesamts für Statistik

ten dürfen und müssen, wie es früher den Männern vorbehalten war – und Männer so, wie es früher Frauen vorbehalten war. Beide werden dafür zusehends den gleich hohen Preis zu zahlen haben, wie das je andere Geschlecht heute. Am Punkt, an dem es gleich viele magersüchtige Jungs wie Mädchen und gleich viele Raserinnen wie Raser gibt, werden wir anschaulich erfahren, warum nicht zwingend nachhaltig und erstrebenswert ist, was dem Gebot von Fairness und Gerechtigkeit entspricht.

Das wünschbare Szenario

Die Prämisse der heutigen Gleichstellungspolitik setzt Gerechtigkeit mit einer gerechten Verteilung von Macht und Geld zwischen den Geschlechtern gleich. Damit macht sie sich zum Teil des Problems, das zu lösen sie vorgibt: Erstens bleibt die männliche Norm unangetastet, wird Gleichstellung doch sehr simpel über die Frage operationalisiert, ob Frauen gleich viel haben wie Männer. Gleichstellung wird so als Kampf um beschränkte Ressourcen mit klar verteilten Rollen konstruiert: Frauen sind Benachteiligte, Männer Privilegierte – und damit entweder Gegner oder sich selbst kasteiende Helfer. Alle qualitativen Fragen – Lebenschancen, Perspektiven, Lebensqualität, Sinnstiftung – fallen vom Radar, damit auch die Gleichstellungsanliegen und -sehnsüchte von Männern (die zahlreich, aber nicht unbedingt Fragen der Verteilungsgerechtigkeit sind). Zweitens bleiben weibliche Machtsphären ausserhalb des Blickfelds. Die sind substantiell: In emotionalen und sozialen Belangen, in Beziehungs- und Erziehungsfragen, etwas weniger sichtbar, aber nicht weniger wirkungsmächtig in der Anbahnung erotisch-sexueller Begegnungen ist die Definitionsmacht weiblich.

Neue Geschlechterverträge müssen her

In einer Positivskizze gelingt ein sozietales Lernschritt: Solange wir Gleichstellung als Umverteilung von Macht und Geld denken, bleiben wir in der Handlungslogik des androzentrischen Unbewussten. Wenn wir dies erkennen, tritt eine andere Frage in den Vordergrund: Wie können wir die Geschlechterverhältnisse unter der Prämisse der absoluten Gleichwertigkeit (nicht Gleichheit!) der Geschlechter gerecht gestalten? Technisch formuliert: Wie sieht eine gerechte Neuverhandlung des Geschlechtervertrags aus?

Diese Arbeit ist erst zu leisten. Bedingung dafür ist, dass die Notwendigkeit zur Neuverhandlung überhaupt erst anerkannt wird. Das wiederum bedingt auf Frauen- wie auf Männerseite qualitative Entwicklungsschritte: Frauen müsste es gelingen, aus dem historisch verständlichen, aber kaum mehr zeitgemässen Opfer-Apriori auszubrechen. Männern müsste es gelingen, aus dem historisch verständlichen, aber nicht mehr haltbaren Selbstverständnis auszubrechen, den gesellschaftlichen Nullpunkt zu

markieren, von dem aus Abweichungen (Frauen, Kinder, Behinderte...) berechnet werden können. Könnten Männer erkennen, dass auch sie zu Männern gemacht werden, dass auch sie nur eine Minderheit von vielen sind, dass auch sie einen hohen Preis für ihre Privilegien zahlen, wären sie nicht länger politische Neutren, sondern handelnde Subjekte. Es gäbe nicht mehr die «richtige Politik» und daneben den Sonderfall «Frauenpolitik», sondern es gäbe geschlechtssensible Politiken und PolitikerInnen. An die Stelle des heute unterbewusst bei vielen Männern schlummernde Gefühls einer «männlichen Erbschuld» könnte die Frage treten, was männliche Perspektiven und Anliegen an eine geschlechtergerechte Gesellschaft sind. Gleichstellung wäre nicht länger ein vermeintliches Verlustgeschäft, sondern ein gemeinsamer Horizont.

Diese geschlechtsspezifischen Entwicklungsschritte sind Voraussetzung, um einen Geschlechterdialog auf Augenhöhe zu führen und Geschlechtergerechtigkeit als Verbundaufgabe zu verstehen. Ihr Ziel: Die Herrschaftsmechanismen des androzentrischen Unbewussten auszuleuchten, um Emanzipation statt Imitation zu befördern.

Konzepte des «Idealen» sprengen

Damit ist der Bogen geschlagen zum ersten Frageblock in der Einleitung: In einer solcherart geschlechtergerechten Gesellschaft wird nicht nur das Ideal eines «richtigen Mannes» bunter, sondern die Freiheit grösser, dem Ideal mehr oder weniger entsprechen zu wollen – oder es ganz abzulehnen. Vielleicht wird das Ideal auch durch eine Pluralität von milieu- und gruppenspezifischen Idealen ab- oder gleich ganz aufgelöst. Das wäre die humanistische Revolution, von der manche Nachhaltigkeitsapologeten zu träumen scheinen, der sie aber nicht näher kommen, weil sie den entscheidenden blinden Fleck nicht auszuleuchten bereit sind: Weder die soziale noch die ökologische Frage sind zu lösen, solange sich Männer leisten (können), so zu tun, als gäbe es geschlechtsneutrales Denken und Handeln.



Markus Theunert

Markus Theunert (1973) ist Organisationsberater und Fachmann für Männer- und Geschlechterfragen. Informationen und Kontakt: www.markustheunert.ch



Literatur

Theunert, Markus (2013): Co-Feminismus. Wie Männer Emanzipation sabotieren – und was Frauen davon haben. Bern: Verlag Hans Huber.

DER MANN IM VISIER – ANZEIGEN WEGEN SEXUELLER ÜBERGRIFFE IN DER PARTNERSCHAFT

Valentin Landmann setzt sich mit einem heiklen und tabubesetzten Thema auseinander: Die Frau als vermeintliches «Opfer» einer vom Partner nicht verübten Vergewaltigung. Was ist, wenn die Anzeige auf einer Lüge basiert? Wie sollen sich Richter verhalten, wenn der Verdacht besteht, dass der Partner die Frau nicht vergewaltigt hat? Das Recht der anzeigenden Frau scheint in diesem Bereich unantastbar – mit verheerenden Folgen für den unschuldigen Mann. Für den Richter ist es eine Gratwanderung und die Vorwürfe politischer Unkorrektheit vorprogrammiert.

Keywords: Vergewaltigung, Anzeige, Opfer, Strafprozess, Schuldspruch, Richter

Valentin Landmann

Während langer Zeit waren im schweizerischen Recht sexuelle Übergriffe in der Ehe kein Thema. Das Gesetz bestrafte als Vergewaltigung nur den Zwang zum ausserehelichen Beischlaf. Das färbte auf die Rechtsprechung auch bei partnerschaftlichen Beziehungen ab. Frauen, die Aussagen zu einem Übergriff in einer Partnerschaft bei den Behörden machten, stiessen auf wenig Verständnis. Schliesslich machten sie ja praktisch einen Zwang zu etwas geltend, was sie sonst freiwillig mit der gleichen Person auch taten. Das konnte doch nichts Gescheites sein. Auch sonst war die Gerichtspraxis sehr zurückhaltend, wenn sich nicht gerade jemand auf eine völlig fremde Frau stürzte und sie in die Büsche zertrte. Die Frau, welche zu einem Kaffee mitging oder sich auffällig für einen Discobesuch kleidete, war praktisch selber schuld. So ging es natürlich nicht. Doch der Pendelschlag war massiv und das Pendel schlug weit über die sinnvollerweise angestrebte Mittellage hinaus aus.

Paradigmenwechsel in den Gerichten

Zunächst änderte man das Gesetz. Sexuelle Übergriffe waren von nun an auch in der Ehe strafbar. An sich ein durchaus richtiges Anliegen, dass man die sexuelle Selbstbestimmung auch der Ehefrau bzw. Partnerin voll anerkannte. Es änderte sich aber nicht nur das Gesetz, sondern auch die Wahrnehmung der Gerichte und insbesondere die Beurteilung der Aussagen der Frauen. Während die Praxis früher zu Unrecht Frauen, die einen Übergriff geltend machten, mit grösstem Misstrauen betrachtete und ihre Aussagen bei geringsten Anhaltspunkten in Frage stellte, rutschte die Praxis vor allem in den letzten Jahren ins Gegenteil: Nur mit grösster Vorsicht getrauen sich manche Gerichte, Aussagen von möglicherweise betroffenen Frauen in Frage zu stellen. Mitunter gilt es geradezu als politisch unkorrekt, eine den Mann belastende Aussage anzuzweifeln.

Das Problem stellt sich vor allem bei Anzeigen, die sich auf Beziehungsdelikten beziehen. Bei sexuellen Fremdüberfällen ist oft schwere Gewalt im Spiel. Verletzungen und Spurenbilder (z.B. auch Spermaspuren) können als harte Fakten dienen, anhand derer sich die Aussagen der Beteiligten überprüfen und verifizieren lassen. Harte Fakten sind immer das Beste für die Überprüfung von Aussagen. Nur leider fehlen solche harten Fakten gerade bei Beziehungssexualdelikten sehr oft. Liegen nicht gerade Verletzungen vor, die auf einen Kampf schliessen lassen, so findet man oft nur Spuren, die sich auch mit einverständlichen sexuellen Akten ohne Weiteres erklären lassen. Wie also Wahrheit und Lüge unterscheiden?

Wahrheit und Lüge, das ist das zentrale Thema der Aussagepsychologie. Ganz generell ist dabei in der Justiz eine gewisse Sympathie für belastende Aussagen festzustellen. Schliesslich ist man ja für Verurteilungen auf belastende Aussagen angewiesen. Ohne belastende Aussagen sind viele Täter nicht zu fassen. Die Anzeigen wegen sexueller Übergriffe in Partnerschaften nahmen in den letzten Jahren massiv zu und keineswegs nur in Fällen, in denen erhebliche, verletzende Gewalt oder auch nur Drohungen im Spiel waren. Wie also Wahrheit und Lüge unterscheiden?

Unantastbare Frauenaussagen

Die politisch und gesellschaftlich gesteigerte Achtung vor der Frau und ihrer Selbstbestimmung, die an sich ihre guten Gründe hat, wirkt in solche Verfahren mitunter völlig verfehlt hinein. Frauenorganisationen, die sich mit der Betreuung von Opfern sexueller Gewalt befassen, setzen sich auch dafür ein, dass die Aussagen von Frauen gebührend Ernst genommen werden. Das kann aber dazu führen, dass man bereits jeden Zweifel an einer Aussage als verpönt betrachtet, da es sich ja um ein «Opfer» handelt. Psychiater und Psychologen, die den Markt der Opfer sexueller Gewalt «bewirtschaften», haben einerseits eine sinn-

volle Funktion, wenn sie tatsächlichen Opfern helfen, über Gewaltakte hinwegzukommen. Sie können aber auch verheerend wirken, wenn sie vermeintliche Opfer in der Stabilität ihrer bewusst oder unbewusst unrichtigen Aussagen bestärken, ohne im Geringsten zu hinterfragen oder wenn sie gar im Rahmen von Psychotherapien z.B. Traumdeutungen vornehmen, aus welchen sie auf sexuelle Übergriffe schliessen, was das «Opfer» dann schliesslich aufnimmt und selbst für die Wahrheit hält. Sinnvolle Hilfe für wirkliche Opfer und Stabilisierung unrichtiger Aussagen vermeintlicher Opfer sowie praktische Invalidisierung vermeintlicher Opfer können hier nahe beieinander liegen. Es hängt wesentlich von der Qualität des einzelnen Psychologen oder Psychiaters ab.

Da in den seltensten Fällen Drittzeugen vorhanden sind, spielt sich die Aussagepsychologie immer zwischen den zwei Parteien Beschuldigter und beschuldigende Frau ab. Wer sagt richtig aus? Wer sagt die Wahrheit, wer lügt oder hat sich vielleicht in etwas hinein gesteigert, was nicht der Wahrheit entspricht? Wie war die tatsächliche Wahrnehmung in der konkreten Situation?

Wer meint, bei Aussage gegen Aussage müsse immer im Zweifel ein Freispruch erfolgen, ist klar auf dem Holzweg. Es gibt in der Schweiz, in ganz Europa und auch in Übersee, massenweise Urteile, die auf Beschuldigungen Aussage gegen Aussage beruhen und zu einem Schuldspruch geführt haben.

Mitunter fanden sich in der Praxis Ausrutscher wie Beweiswürdigung nach der Rollenverteilung: Der Beschuldigte hat ein klares Interesse am Ausgang des Verfahrens, ist darum weniger glaubwürdig, während doch die anzeigende Frau unter der strengen Strafandrohung als Zeugin ausgesagt hat, also von vornherein ihre Aussagen glaubhafter erscheinen. So geht es natürlich nicht. Die neue Schweizerische Strafprozessordnung hat hier auch etwas Abhilfe geschaffen, da geschädigte Personen, die am Verfahren teilnehmen, nicht mehr als Zeugen zu befragen sind, sondern als «Auskunftspersonen».

Keine Lügensignale, weil sich die Anzeigende zum «Opfer» hineinsteigert?

Natürlich gibt es Kriterien, die bei der Beurteilung helfen können. Wesentlich ist es jedoch, diese Kriterien nicht aus Verklemmtheit oder Scheu vor dem Vorwurf politischer Unkorrektheit nur einseitig anzuwenden. Auch die Kriterien sind keineswegs einfach und untrügerisch. Widerspruchsfreiheit? Sagt ein «Opfer» widerspruchsfrei aus, so kann man daraus schliessen, dass es die Wahrheit sagt, weil es immer gleich berichtet. Sagt ein «Opfer» aber mit Widersprüchen aus, so kann man daraus genauso gut auf wahrheitsgetreue Aussage schliessen, weil das Opfer dann nicht auswendig gelernt hat und jeweils nach dem Erinnerungsstand aussagt, ohne übermässig belasten zu wollen. Das gleiche Kriterium kann also in gleicher

Weise gegen die Beschuldigten eingesetzt werden. Auch mit anderen Kriterien ist es nicht einfach. Detailreichtum kann auch jemand fabrizieren, der bewusst lügt oder sich in etwas hineingesteigert hat. Mitunter werden Aussagen auch auf Video aufgenommen. An sich ist das sinnvoll, weil es dem Richter ermöglichen kann, alles Nonverbale mit zu erfassen. Was aber ist die Bedeutung des Nonverbalen? Da weint z.B. eine Frau, die über eine mögliche Vergewaltigung berichtet. Weint sie, weil sie sich wirklich betroffen fühlt oder weint sie etwa, weil sie ob der bohrenden Fragen des Staatsanwalts verzweifelt und nicht mehr weiss, was sie das letzte Mal ausgesagt hat, um ihre - möglicherweise unrichtige - Aussage zu stützen. Typische Lügensignale, die in der Literatur erwähnt werden, wird man im Übrigen bei denjenigen Personen nie feststellen können, die sich tatsächlich in etwas hineingesteigert haben und das Ausgesagte für wahr halten, obwohl es eben nicht wahr ist. Es sind mir schon Fälle untergekommen, in denen gerade dann psychologische Beratung eine unheilvolle Funktion hatte, weil sie unsichere «Opfer» zu sicheren Opfern machte, obwohl die Darstellung nicht den Tatsachen entsprach. Nur in seltenen Fällen lässt sich das später tatsächlich nachweisen.

Aus meiner Sicht besonders wesentlich für die Beurteilung von Aussagen ist ganz einfach, dass man sich die ganze Schilderung praktisch vorstellt bzw. sogar in Gedanken oder in Natur nachstellt. Wie soll etwa ein schwächlicher, leicht handicapierter Mann seine übergewichtige Bekannte, die enge Jeans trug, ohne Drohung oder Waffen in einem Kleinwagen auf dem Beifahrersitz vergewaltigt haben, indem er ihr die Jeans herunterzog und dann in sie eindrang? Wie soll jemand die Freundin, die im Übrigen Judoausbilderin ist, an den Haare die Treppe hinauf zum Schlafzimmer geschleift und entkleidet haben, wenn sie eine Kurzhaarfrisur von nicht mehr als 3 cm Haarlänge hatte? Glücklicherweise findet man harte Facts, die die Wahrheit der Aussagen eines Beschuldigten belegen können.

Dass es politisch unkorrekt erscheint, Aussagen von vermeintlichen Opfern überhaupt in Frage zu stellen, hat mitunter verheerende Wirkungen. Man kommt sich als Anwalt geradezu als Schänder vor, wenn man Aussagen eines «Opfers» anzweifeln muss. Dabei kann man das sehr neutral im Tonfall tun, ohne aggressiv zu werden, und häufig muss man auch die Möglichkeit offen lassen, dass sich ein «Opfer» hineingesteigert hat und auch selbst nicht mehr wirklich zwischen Wahrheit und Unwahrheit unterscheiden kann.

Nach wie vor hält die Tendenz an, dass die Gerichte häufig auf dem Standpunkt stehen, eine Frau würde doch niemals eine solche Beschuldigung gegen ein Mann erheben, wenn nicht wirklich etwas Gravierendes passiert wäre. In der Praxis kann das schon fast zu einer Umkehr der Zweifelsregelung führen: wenn nichts wirklich für die Unrichtigkeit von Aussa-

gen spricht, gehen wir doch mal von deren Wahrheit aus. Das zeigt sich insbesondere auch dann, wenn z.B. lange zurückliegende Vorfälle zur Debatte stehen. So sind mir Fälle begegnet, in denen Frauen während böse verlaufenden Scheidungsverfahren ihre Männer wegen lange zurückliegender Vergewaltigungen anzeigten (9 Jahre, 5 Jahre zurückliegend etc.) und die Justiz diese Anschuldigung aufnahm und auch vor Gericht anklagte. Wer meint, solche Beschuldigungen könnten nicht zu einer Verurteilung führen, wenn «Opfer» und «Täter» später wieder einträchtig zusammengelebt und miteinander verkehrt haben, irrt. Es sind mir auch schon Anklagen und Verurteilungen begegnet, gemäss welchen ein «Opfer» mit dem «Täter» Dutzende von Malen ins Hotel gegangen sein soll, um sich dort vergewaltigen zu lassen und danach Opfer und Täter zusammengezogen sind, um miteinander eine Lebensgemeinschaft aufzubauen. Da müssten schon ganz gravierende Hinweise auf eine hintergründige Gewaltsituation vorliegen, um so etwas realistisch anzunehmen.

Verheerende Folgen für den Mann auch dann, wenn das «Opfer» die Anschuldigung zurücknimmt

Das ganz grosse Problem für den Mann in der aktuellen Situation ist, dass die Justiz bei Anschuldigungen wegen sexueller Übergriffe, insbesondere wegen Vergewaltigung regelmässig Folgendes annimmt: Ein genügender Anfangsverdacht im Sinne eines dringenden Verdachts ist durch die Aussage des «Opfers» gegeben. Aufgrund der Beziehung zum «Opfer» besteht die akute Gefahr, dass der «Täter» das Opfer zur Rücknahme oder Änderung seiner Aussagen bewegen würde. Das nennt sich Kollisionsgefahr. Tatverdacht und Kollisionsgefahr bilden zusammen einen perfekten Haftgrund: Der Mann wird verhaftet. Und wer nun annimmt, dass die Sache in einigen Tagen oder auch nur Wochen erledigt ist, befindet sich auf dem Holzweg. Sogar wenn ein solches Verfahren sehr schnell durchgeführt wird, nehmen die notwendigen Befragungen viele Wochen, wenn nicht gar Monate in Anspruch. Auch das «Opfer» muss einen Anwalt zugeteilt bekommen. Einvernahmetermine sind alsdann von allen Beteiligten einschliesslich Staatsanwaltschaft einzuplanen. Befragungen im Umfeld haben zu erfolgen. Ebenfalls natürlich kollisionsfrei. Ärztliche Berichte sind einzuholen, ebenso Berichte von Therapeuten usw. Und nun stellen Sie sich vor, was mit Ihnen passiert, wenn Sie verhaftet und für Wochen bzw. Monate aus Ihrem Beruf und Umfeld herausgerissen werden, wobei selbstverständlich in Ihrer Umgebung, sei es beruflich, sei es privat, durchsickern wird, dass Sie wegen mutmasslicher Vergewaltigung sitzen. Da ist die menschliche Katastrophe vorprogrammiert, selbst wenn es nach Monaten oder über einem Jahr oder gar erst Jahren zu einem Freispruch kommen sollte.

Sehe ich nicht zu schwarz? Sehe ich denn nicht, dass doch normalerweise nur eine wirklich von sexueller Gewalt betroffene Frau zum Mittel der Anzeige greifen wird und die Fälle von unrichtigen Anzeigen, auch bei wüsten Streitscheidungen oder ähnlichen Streitsituationen - eine Rarität darstellen? Leider ist es nicht so. So hat z.B. der erste Staatsanwalt des Kantons St. Gallen, Dr. Thomas Hansjakob, der nun wirklich nicht als Weichling bekannt ist, an einer Tagung über Aussagepsychologie der Universität St. Gallen geäussert, dass der Anteil der unrichtigen Anzeigen zwar schwierig einzuschätzen sei, aber wohl bei etwa 70% liege! Die Anzeige kann als Waffe eingesetzt werden. Vergegenwärtigt man sich diese Situation, so erscheint die Forderung berechtigt, dass unsere Justiz, bei aller sinnvollen Wahrung von Interessen wirklicher Opfer, etwas vorsichtiger damit sein sollte, den Mann bei einer Anzeige sofort für Monate aus dem Verkehr zu ziehen und damit in seiner Existenz im Kern zu treffen. Vielleicht ist es gar nicht schlecht, dass Fälle von prominenten Betroffenen, wie etwa Kachelmann, dieses Problem zunehmend ins öffentliche Interesse gerückt haben.



RA Dr. iur. Valentin Landmann

Valentin N.J. Landmann (* 1950 in Basel). Studium der Rechtswissenschaft in Zürich. Doktorat 1975. Gerichtspraxis in Zürich. Ca. ein Jahr Tätigkeit als Bezirksanwalt in Zürich. Von 1974 während ca. zehn Jahren Lehraufträge der Universitäten Zürich und St. Gallen für Privatrecht und Versicherungsrecht. Gast des Hamburger Max Planck Institutes für Ausländisches und Internationales Privatrecht 1979/80. Anwaltsstätigkeit seit 1980. Seit 1984 Führung eines selbstständigen Anwaltsbüros in Zürich. Verschiedene Fachpublikationen (Haftpflichtrecht, ein Grundriss in Tafeln, Schulthess Verlag Zürich; Strafverteidigung/Betäubungsmitteldelikte in Handbüchern für die Anwaltspraxis, Helbing & Lichtenhahn Basel). Daneben als kriminalsoziologische Studie «Das integrierte Verbrechen» (Ullstein 1989) sowie «Verbrechen als Markt, zur Ökonomie der Halbwelt und der Unterwelt» (Orell Füssli, Zürich 2006) und «Der Reiz des Verbrechens und der Halbwelts» (Orell Füssli, Zürich 2007), «Dünnes Eis» (Orell Füssli, Zürich 2009). Weiter sind erschienen «Nackte Tatsachen. Der Rotlicht-Report» (Orell Füssli, Zürich 2011), «Jetzt wird's kriminell – Trust me. Die Psychologie der Wirtschaftskriminalität» (Stämpfli, Bern 2013) und «Die verschwiegene Geiselnahme – Der Steuerstreit der USA gegen die Schweiz» (Offizin, Zürich 2013).

EINE KURZE GESCHICHTE DER MÄNNLICHEN SCHÖNHEITS-PRAXIS

Der Mann von heute muss schön sein – auch in der Arbeitswelt. Anders als im traditionellen Bild der schönen Frau, die «nur» schön ist, geht beim Mann Schönheit mit Leistung und Macht einher. In der Postmoderne signalisiert männliche Attraktivität fachliche Kompetenz. Otto Penz spricht in diesem Zusammenhang von homosexuellen Lifestyles heterosexueller Männer, die Maskulinität betont und nicht etwa den Mann feminisiert.

Keywords: Geschlechterverhältnisse, Männlichkeit, Männerkörper, Schönheitshandeln, Postmoderne

Otto Penz

Das männliche Schönheitshandeln in der sogenannten Postmoderne erklärt sich aus vier sozialen Entwicklungen, deren Zusammenspiel die praktische Vernunft der Menschen nachhaltig beeinflusste.

Attraktivität als Qualifikationsmerkmal im Job

Erstens wandelt sich das Erwerbsarbeitsleben seit den 1970er-Jahren gravierend. Die wirtschaftliche Globalisierung führt zur Auslagerung manueller und industrieller Arbeit in Entwicklungs- und Schwellenländer, während sich die Industriegesellschaften des globalen Nordens in Wissens- und Dienstleistungsgesellschaften verwandeln. Nicht mehr die materielle, sondern die immaterielle Arbeit – die Herstellung von Dienstleistungen, von Kommunikation, von Wissen, aber auch von Gefühlen wie Vertrauen – ist für die Erwerbstätigkeit westlicher Menschen bezeichnend. Damit steigt auch die Nachfrage nach soft skills, also nach Persönlichkeitsmerkmalen oder subjektiven Fähigkeiten und Eigenschaften, auch nach körperlichen Vorzügen, die neben der fachlichen Qualifikation für heutige Berufe zentral erscheinen.

Geschlechterrollen werden konstant neu verhandelt

Parallel dazu ändern sich zweitens die Familien- und Geschlechterverhältnisse massgeblich. Die weibliche Autonomie wird grösser, und zwar insbesondere die materielle Unabhängigkeit der Frauen durch deren stärkere Integration ins Erwerbsarbeitsleben. Die weibliche Berufstätigkeit nimmt genau in jenen Segmenten des Arbeitsmarktes zu, die für die weitere Entwicklung richtungweisend sind: im Dienstleistungsbereich, wo ein hohes Mass an sozialer Kompetenz, Einfühlungsvermögen sowie gutes Aussehen von Vorteil sind. In diesem Prozess verschieben sich auch die Machtverhältnisse in den Partnerschaften und Familien mit dem Effekt, dass traditionelle Ehegemeinschaften der Tendenz nach von Partnerschaften ohne Trauschein und seriellen Liebesbeziehungen abgelöst werden. Diese Pluralisierung von Lebensformen

birgt stärkere kontraktuelle Züge, nicht zuletzt indem die Erfüllung persönlicher Vorlieben bzw. die Rechte und Pflichten in postmodernen Beziehungen stetig neu verhandelt werden müssen.

Konsumenten werden emotional gebunden

Drittens führen die Schwierigkeiten der Kapitalverwertung in den 1970ern, Stichwort «Erdölkrise», zu neuen Verkaufsstrategien im Konsumgüterbereich und zur Kapitalisierung noch nicht erschlossener Märkte. Zum einen resultiert dies in der stärkeren Akzentuierung von Marken und Logos und im Boom der Lifestyle-Werbung, also von immateriellen Produkten, um Konsumentinnen und Konsumenten emotional stärker an Konsumgüter zu binden. Die Konsumgüterindustrie greift intensiver die Dispositionen der Menschen auf, sich selbst, die eigene Persönlichkeit und den sozialen Status über den Konsum und den symbolischen Wert von Konsumgütern zu definieren – Dispositionen, die der Konsumgesellschaft seit dem 19. Jahrhundert ihre Dynamik verleihen. Zum anderen bieten sich insbesondere die schwach ausgebildeten Märkte für Männermode und männliche Hygiene- und Schönheitsprodukte zur stärkeren Kommodifizierung des Alltagslebens an. Die warenförmige Bearbeitung des männlichen Begehrens und der Selbstoptimierung nimmt zu.

Der sexualisierte Männerkörper in der Werbung

Viertens schliesslich, und aus der Entwicklung der Werbewirtschaft ersichtlich, nimmt die Medialisierung und damit auch Visualisierung des menschlichen Körpers, nicht zuletzt des vorbildhaft schönen Körpers, des entblösten und sexualisierten Körpers neue Dimensionen an. Das Fernsehen bildet eine Arena, in der in nie gekannter Weise Massen von Menschen mit den gleichen Bildern von Schönheitsikonen Bekanntschaft machen, während sich die Medienlandschaft gleichzeitig ausdifferenziert – am deutlichsten mit der Erfindung des Internets –, um sehr unterschiedliche Interessen und Geschmäcker

sowohl zu bedienen als auch hervorzubringen. In diesem Diversifizierungsprozess tauchen vermehrt Bilder von nackten Männern im öffentlichen Raum auf, Bilder einer sexualisierter Männlichkeit, die das gewohnte Blickregime infrage stellen: Der Männerkörper wird zum Objekt der Begierde für den homosexuellen und weiblichen Blick.

Der Mann in der Berufswelt muss schön sein

In diesem Geflecht aus Interdependenzen, dem Wechselspiel aus Veränderungen des materiellen Lebens und der Geschlechterdiskurse, wird Männlichkeit neu entworfen – und zwar immer in Relation zum sozialen (ebenfalls sich wandelnden) Verständnis von Weiblichkeit. So belegt eine ganze Reihe von Studien über aesthetic labor und emotional labor, dass die Attraktivität des Erscheinungsbildes und das Gefühlsmanagement in interaktiven und konsumbezogenen Dienstleistungen, etwa im Einzelhandel oder in der Gastronomie, von besonderer Bedeutung sind. Einerseits werden attraktive Menschen in diesen Branchen eher beschäftigt, andererseits sollen Verhaltensvorschriften wie dresscodes die Attraktivität der Dienstleistungen steigern. Mit dem Aufstieg der immateriellen Arbeit zur Norm geraten Männer, die in den 1970ern die Fabriken bevölkerten, stärker unter Zugzwang, sich die weiblich konnotierten Kompetenzen der Schönheitspflege anzueignen, um die subjektive Wettbewerbsfähigkeit auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen. Investitionen in den eigenen Körper erweisen sich jedoch nicht nur bei gering qualifizierten Berufspositionen als hilfreich, sondern meine eigenen Studien zeigen, dass v.a. in Führungsetagen intensiv daran gearbeitet wird, das physische Kapital zu erhöhen, um auf diese Weise fachliche Kompetenz zu signalisieren. Mit einem Wort, vormalis dem weiblichen Geschlecht zugeordnete Attribute gewinnen auch auf männlicher Seite an Bedeutung, beflügeln das Schönheitshandeln männlicher Arbeitskräfte und tragen zu Verschiebungen in den Geschlechterrelationen bei.

Allgemeiner gesprochen, löst sich die Trennung der bürgerlichen Gesellschaft zwischen männlich bestimmter Öffentlichkeit und weiblich konnotierter Privatheit auf, und damit erodieren auch die sozialen Zuschreibungen, die mit diesen Sphären verbunden sind und Männlichkeit wie Weiblichkeit konstituieren – etwa in Form der dichotomen Gegensatzpaare aktiv/passiv, rational/emotional, natürlich/kulturell oder starkes/schwaches (aber dafür schönes) Geschlecht. Die räumlichen und zeitlichen Grenzen zwischen Berufs- und Familienleben verschwimmen, wie aus der Zunahme an Heimarbeit und mobilen Arbeitsplätzen ebenso ersichtlich wird wie aus All-Inclusive-Verträgen von Managern und Managerinnen. Aber es dringen eben auch ehemals als privat (und damit weiblich) erachtete Tugenden wie soziale Kompetenz, Empathie und Schönheit stärker ins beruf-

liche Leben vor und werden dort den kapitalistischen Verwertungsbedingungen unterworfen, während umgekehrt die (männliche) Logik des ökonomischen Lebens im Privaten Platz greift, etwa in der Kommodifizierung von Familien- und Sorgearbeit.

Deutet dieser Wandel auf eine Konvergenz der Geschlechteridentitäten hin, nicht zuletzt im Hinblick auf das Schönheitshandeln von Männern und Frauen? Auf ein Ende der einseitigen Machtbeziehungen, der männlichen Herrschaft, die auf der komplementären Arbeitsteilung der Geschlechter, der Trennung von Produktions- und Reproduktionsarbeit beruht?

«Gay Lifestyle» heterosexueller Männer

Die längste Zeit in der Geschichte der westlichen bürgerlichen Gesellschaften leitete sich der soziale Status der Ehegattin und Hausfrau vom Ehemann ab, und ihre Schönheit symbolisierte den materiellen Wohlstand und das öffentliche Ansehen der Familie. Aus dieser Konstellation wird ersichtlich, dass das weibliche Sein sehr stark aus einem Wahrgenommen-Sein besteht, in dem sich das einseitige Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern ausdrückt. In der Werbung, die sich seit dem 19. Jahrhundert mit weiblichen Schönheitsikonen an potenzielle Konsumenten und Konsumentinnen wendet, wird diese Haltung besonders offenkundig: Die Modelle bieten sich dem Publikum verführerisch-passiv dar, und diese Darstellungsweisen prägen das Verständnis beider Geschlechter von weiblichem Sex-Appeal aus einem männlichen Blickwinkel. Die soziale Abhängigkeit berührt also das körperliche Selbstverständnis und die körperlichen Gewohnheiten, den praktischen Schönheitssinn der Frauen sowie die kommunikativen und erotischen Beziehungen zwischen den Geschlechtern.

Mit der zunehmenden Egalität der Geschlechter in der Postmoderne verbinden sich ein intensiveres Schönheitshandeln der Männer und eine anwachsende Sexualisierung des Männerkörpers. Während Frauen nunmehr über einen eigenständigen sozialen Status verfügen und ihr affektives und ästhetisches Kapital gewinnbringend auf dem Arbeitsmarkt einsetzen, finden sich die Männer in ihrer Freizeit auf Heiratsmärkten wieder, wo Schönheit gegen Schönheit eingetauscht wird und Männer auf ästhetischer Ebene miteinander konkurrieren. Und sie sind zudem in einen beruflichen Konkurrenzkampf verstrickt, der sie zum Schönheitshandeln zwingt. In den medialen Darstellungsweisen erotischer Männlichkeit zeigt sich allerdings bis heute, dass mit diesen Prozessen keine Feminisierung von Männlichkeit einhergeht, sondern eine Ästhetisierung herkömmlicher Maskulinität, die sich auch nicht – wie in Umkehrung der traditionellen Verhältnisse – zum Objekt eines weiblichen Voyeurismus macht. Bei aller Nacktheit behalten die männlichen Modelle in der Werbung, aber auch in Erotikmagazinen ihren Subjektstatus, sei es, indem sie

sich durch (Zeichen der) Aktivität der Verdinglichung entziehen oder indem sie die Betrachterin oder den Betrachter durch ihre Blicke selbst ins Visier nehmen. Das männliche Schönheitshandeln zielt ebenfalls eher auf die Akzentuierung gewohnter Männlichkeit denn auf Feminisierung des Erscheinungsbildes ab, wie die Stärkung v.a. des Oberkörpers beim Fitness-training, die Nachfrage nach Haartransplantationen oder die gegenwärtig um sich greifende Mode der Bartverschönerung deutlich machen. Am ehesten lässt sich die Entwicklung seit den 1980er-Jahren wohl als Inkorporierung eines modebewussten gay lifestyles in heterosexuelle Lebensbezüge charakterisieren.

Die angesprochenen vier sozialen Transformationsprozesse stellen mithin das traditionelle Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit infrage, allerdings ohne die zentralen Dichotomien, die den Geschlechterrelationen zugrunde liegen, ausser Kraft zu setzen. Die postmodernen Geschlechterkonzeptionen lassen ein höheres Mass an Handlungsfreiheit und Flexibilität erkennen, wie die Schönheitspraxis der Männer belegt, sie weisen allerdings nicht über die männlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinaus. Vielmehr scheinen sich die Männer weiblich konnotierte Kompetenzen und Eigenschaften anzueignen, die der Natur von Frauen zugeschrieben werden, um sie in Leistungen umzudeuten und solcherart zu einem wirkungsvollen symbolischen Instrument der Herrschaftssicherung zu machen. Während Frauen das Natürliche und Authentische ihres Schönheitshandelns betonen, interpretieren Männer diese Praxis als zweckorientierte Arbeit am Körper, die ökonomischen oder symbolischen Gewinn einbringen soll – sodass die praktische Vernunft der Geschlechter Männer wie Frauen dahin lenkt, sich weiterhin, wenn auch auf postmoderne Weise, in den gewohnten Bahnen zu bewegen.



Dr. Otto Penz

Otto Penz, geb. 1955, studierte Soziologie an der Universität Wien (1975-1987). Es folgte ein Post-Doctoral Fellow am Department of Sociology, University of Calgary (1988-89). Seine Forschungsschwerpunkte sind die Soziologie des Körpers, der Schönheit und der Emotionen, die Sport-, Arbeitssoziologie und die politische Soziologie. Penz war Lehrbeauftragter u.a. an den Universitäten Calgary, Salzburg, Graz, Wien, Wirtschaftsuniversität Wien, Universität für angewandte Kunst Wien. Er war Adjunct Associate Professor für Soziologie an der University of Calgary 2000-2012, hatte im 2013 eine Gastprofessur am Institut für Höhere Studien Wien und zahlreiche Forschungsprojekte. Gegenwärtig ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien, und Principal Investigator des Forschungsprojekts «Affektive Arbeit in der Arbeitsvermittlung. Transformationen öffentlicher Dienstleistungen in Österreich, Deutschland und der Schweiz».





WIRD DER MANN IN ZUKUNFT NOCH ALS RICHTIGER MANN LEBEN KÖNNEN?

Was macht ein Mann aus? Welche Tugenden zeichnen ihn aus? Und welchen Normierungsversuchen ist er ausgesetzt? Zukunftsforscher Andreas M. Walker setzt sich mit diesen Fragen auseinander, blickt zurück und schaut nach vorne. Nachdem er mit alten Klischees aufräumt, zeichnet er das Bild eines emanzipierten Mannes. Seine positive Prognose: Der Mann findet dank vielfältigen Lebensentwürfen in einer erfüllten Rolle als Familienvater und Ehemann zu sich selbst – auch im Berufsleben.

Keywords: Tugend, Normierung, Gender Mainstreaming, Lebensentwürfe, Geschlechterrollen, Familie

Andreas M. Walker

An Stelle eines Disclaimers

Als Vater frage ich mich immer wieder, wie ich meine Söhne erziehen kann, damit sie zukünftig als Männer leben können. Die Frage «Papi – bin ich ein richtiger Bub?» wird mir von meinen Söhnen gar nicht so selten gestellt. Als Elternrat und Schulrat stelle ich fest, dass auch andere Väter der Generationen «X» und «Y» durch diese Frage herausgefordert sind. Die folgenden Überlegungen basieren nicht auf einer Studie, denn ein Diskurs zur Identität und Rollenverteilung der Geschlechter findet in der Zukunftsforschung bisher kaum statt. Sie basieren auch nicht auf Publikationen der akademischen Gender Studies oder auf Konzepten der Bildungsbehörden, sondern greifen Themen aus Gesprächen an Elternabenden und aus den Social Media auf.

Der Titel meines Aufsatzes scheint gleich in zweierlei Hinsicht political incorrect zu sein: In einer Zeit, in der Individualismus, Wertepluralismus und Toleranz die Leitwerte schlechthin sind, scheinen pauschalisierende und normative Aussagen anmassend zu sein. In einer Gesellschaft, die sich eiligen Schrittes mit dem politischen Konzept des Gender Mainstreaming auf die Aufhebung geschlechterspezifischer Unterschiede vorbereitet, scheint jeder Versuch, männer-spezifische Aussagen zu machen, dubios zu sein.

Wissenschaftliche Heuristik basiert auf Dialektik – und Dialektik bedarf des Mutes zu einfachen Thesen – und Mut galt als eine der traditionellen männlichen Tugenden. Aber vielleicht ist dieser Aufsatz ja auch bereits eine Antithese zu weit verbreiteten Meinungen, die gar nicht mehr als Meinungen wahrgenommen werden, da sie sich als Paradigmen tarnen.

Der Blick zurück

In der Zukunftsforschung fällt der Blick gerne zurück in die Vergangenheit – und dabei fällt auf, dass es den einen Männertyp als Norm auch in der guten alten Zeit nicht gab. Sich angesichts der gesellschaftlichen

Veränderungen in ein konservatives Männerbild zu flüchten, dürfte gar nicht so einfach sein.

In der mittelalterlichen Dreiständegesellschaft gab es Könige mit Rittern und Hofstaat, Priester und Mönche, Bauern und Handwerker. Dabei waren die Unterschiede in der gesellschaftlichen Funktion, im Erscheinungsbild wie auch im Verhalten sehr gross. Die entscheidende Identitätsbildung entstand nicht durch das Geschlecht, sondern durch die gesellschaftliche Position, denn ein Knecht und eine Magd wiesen wohl mehr Gemeinsamkeiten auf als ein Leibeigener und ein König.

In den europäischen Mythen und Märchen gab es Könige und Bauern, Helden und Böse, Jünglinge und Greise – dabei gab es durchaus Beispiele von Heldinnen und Göttinnen, die sich ähnlich wie Männer verhielten und kleideten, aber kaum Männer in Frauenrollen. Wir lieben Märchen, in denen der schlaue und tapfere Hirtenjunge die schöne Prinzessin heiratet oder der Prinz die herzensgute Küchenmagd – aber es waren Märchen, welche die spektakuläre Geschichte einer Einzelperson schilderten und eben gerade nicht die soziale Realität abbildeten.

In der Bibel gab es Patriarchen und Könige, Priester und Leviten, Eunuchen und Propheten, Hirten und Fischer und schliesslich Apostel und Diakone. Dabei betont die Vielzahl von Lebensbildern eigentlich die Einzigartigkeit der Biografien. Um angesichts dieser Vielfalt aus den wenigen expliziten Gesetzes- und Lehrtexten, die Mose, Jesus oder Paulus zugeschrieben werden, einen normativen christlichen Männertypus abzuleiten, dürfte schwierig sein. Zudem äussern sich viele biblische Texte gar nicht zum Mann an und für sich, sondern sind Beziehungsgeschichten zwischen Gott und Mensch, Vater und Sohn oder Mann und Frau.

Von Tugenden und Normierungsversuchen

Die Analyse des grossen mittelalterlichen Regelwerks

männlicher Verhaltensweisen – die Rittertugenden – führt Erstaunliches zu Tage: So werden Tapferkeit, Ehre, Treue, Würde, Anstand, Selbstbeherrschung und Beständigkeit gerne als typisch männlich verstanden. Dies wurde in den beiden grossen Weltkriegen durch preussische Perfektion bis zum Exzess übertrieben – und kann seither mit Verweis auf diesen Missbrauch ganz einfach als politisch inkorrekt und unerwünscht dargestellt werden. Doch der andere Teil des ritterlichen Konzeptes - Zuversicht, Freundlichkeit, Grosszügigkeit, Demut und Höflichkeit - wurde in den letzten Jahrzehnten kaum als typisch männlich verstanden.

Dabei ist die Interpretation von Tugend-Katalogen nicht einfach: Handelt es sich tatsächlich um die Beschreibung eines gesellschaftlichen Konsens, der sich aus der empirischen Realität heraus entwickelt hat? Häufig sind es eher idealistische Benchmark-Formulierungen, die eine Elite formulierte, um im Sinne eines erzieherischen Konzeptes weit verbreiteten Schwächen und Lastern zu begegnen, gerade auch in der Erziehung der eigenen Söhne – und der eigenen Ehemänner. Wobei wir nicht in die Denkfalle tappen dürfen, die Beschäftigung mit traditionellen Mustern prinzipiell als normativ abzulehnen. Angesichts der Fülle staatlicher Gesetze, technischer Reglemente sowie zahlreicher äusserst präzise formulierter Bildungs- und Berufsanforderungen können wir kaum darüber reden, dass der Mann früher unfrei gewesen sei und demgegenüber heute seine Identität und sein Verhalten unabhängig und frei leben könne.

Beim Blick in die letzten Jahrhunderte fallen drei Aspekte der Normierungsversuche des Mannes auf:

Das Phänomen der grossen nationalstaatlichen Kriege: Der Mann sollte als gehorsamer Soldat aufgrund militärischer Denkweisen in nationalen Armeen diszipliniert werden. Er wurde in einheitliche Uniformen gesteckt und in Exerzierübungen kollektiv gedrillt. Dies basierte zwar auf Modellen der römischen Armee, war aber im Mittelalter, bei den Germanen oder den alten Eidgenossen gerade nicht die Realität.

Das Phänomen der Frühindustrialisierung: Der Mann sollte als anspruchsloser Fabrikarbeiter aufgrund ökonomischer Denkweisen normiert werden und den maschinellen Produktionsprozessen angepasst werden – eine Human Ressource. Er wurde deshalb für den langen Arbeitstag in der Fabrik von seiner Familie und seinen Kindern entfremdet, seine Identität wurde auf die Funktion des angeblich alleinigen Ernährers reduziert; sein Platz des Wohnens und Arbeitens wurde räumlich getrennt. Hinfort gab es keinen ganzheitlichen Lebens- und Beziehungsraum mehr für den Mann, sein Leben als Ehemann und Vater wurde weit hinter seinen ökonomischen Aufgaben als sekundär erklärt.

Das Phänomen der Schulpflicht: Geboren aus der Überzeugung, dass Bildung der Schlüssel zum Leben

sei, und dass jedermann unabhängig von der gesellschaftlichen Stellung Zugang zu dieser Bildung haben soll, durchlaufen Buben seit rund zwei Jahrhunderten ein staatliches Normierungsprogramm. Früh am Morgen pünktlich sein, folgsam und bewegungslos Still sitzen, brav schweigen, wenn eine Autoritätsperson spricht, zu einem fixierten Zeitpunkt während einer definierten Zeitdauer eine Fähigkeit erlernen und beherrschen – dies alles sind normative Tugenden, die häufig nicht mit der hormonellen Realität und den emotionalen Bedürfnissen eines heranwachsenden Mannes übereinstimmen.

Veränderungen provozieren Ängstlichkeiten

Bei der Diskussion zur Zukunft des Mannes taucht immer wieder die Beobachtung auf, dass simplifizierende Ängste existieren, die stark emotional sind und sich widersprechen. Beispielhaft sollen hier drei dieser Ängste aufgegriffen werden. Auffällig ist dabei, dass eine differenzierte Auseinandersetzung kaum möglich scheint, sondern dass in den Social Media und Leserbriefen die betroffenen Lager sofort sehr aggressiv gegeneinander vorgehen.

Angst-These 1: Der Mann wird sich nie ändern

Die grösste aller Ängste ist wohl, dass der Mann sich trotz den intensiven Bemühungen aus dem Umfeld von Feminismus, Diversity Management, Gender Mainstreaming und Menschenrechtsaktivisten eben gerade nicht ändert und sich auch zukünftig nicht ändern wird. Er wird weiterhin triebgesteuert eine dominierende Machtposition gegenüber Frauen einnehmen und diese Macht zu seinen eigenen Gunsten missbrauchen.

Diese Angst wird durch mehrere unterschiedliche Indikatoren genährt und medial und politisch bewirtschaftet: Durch die anhaltende Minorität von Frauen in politischen und wirtschaftlichen Spitzenpositionen und die Unterschiede in den Gehältern; durch die ausufernde Entwicklung von kriegerischen Computer-Spielen und Internet-Pornografie; durch die Befürchtung, dass die Globalisierung eben nicht zur Durchsetzung der europäischen Vorstellungen in der ganzen Welt führen könnte, sondern dass die Realität der Unterdrückung von Frauen durch Immigrantenfamilien nach Europa zurückkehren könnte; durch scheinbar nicht nachlassende pädosexuelle und sonstige Missbrauchsfälle durch Männer, insbesondere Väter in der eigenen Familie. Das Ganze wird gerne mit apokalyptisch anmutenden Berichten über gewalttätige, bildungsferne junge Männer illustriert und mit Feindbildern über Männer aus rechtsreaktionären und weltfremden fundamentalistischen religiösen Milieus angereichert.

Angst-These 2: Die Amazoninnen werden doch noch gewinnen

Das Matriarchat wird durchgesetzt, die Männer wer-

den in ihren Machtpositionen ent-mant und die Täterinnen-Opfer-Rolle wird abgetauscht. Ein Mann ist nur dann ein guter Mann, wenn er ein kleiner Bub bleibt und ein Leben lang seiner Mami (oder seiner Partnerin als Ersatz-Mami) gefällig ist.

Entgegengesetzt zur ersten Angst-These findet sich eine unterschwellige Angst vor einem gesellschaftlichen Neo-Eunuchentum: die Angst vor der staatlichen Einführung von Quotenregelungen und darauf aufbauend, dass Quotenfrauen besser qualifizierten Männern vorgezogen werden; die Misserfolge von Männern vor Gericht in Scheidungs- und Missbrauchsfällen; die zunehmende Überlegenheit von jungen Frauen gegenüber jungen Männern in formellen Schul- und Universitätsabschlüssen, die Dominanz von weiblichen Lehrerinnen und die scheinbar daraus resultierende Problematisierung von Schulbuben in Sachen Disziplin und Benotung; die medizintechnischen Fortschritte in der künstlichen Befruchtung und die daraus resultierende Substituierung des Mannes als personifiziertem Vater, die schliesslich im Ersatz des Vater-Mutter-Konzeptes durch ein Elter1-Elter2- oder sogar Mutter1-Konzept endet. Der Stärke des Mannes als personifizierte Muskelkraft und somit als Garant von wirtschaftlicher Leistung und Kriegsführung ist durch Maschinen substituiert und in der Realität des Cyber Space endgültig zum Anachronismus geworden.

Angst-These 3: Die Aufhebung der biologischen Geschlechtervorgabe durch Gender Mainstreaming

Das politische Konzept von Gender Mainstreaming wird sich durch die Unterstützung von Behörden, staatlichen Schulen, Medien und Social Media durchsetzen. Dabei geht es nicht mehr um die Frage der Gleichwertigkeit oder Gleichberechtigung von Mann und Frau oder um eine frauengerechte Sichtweise von Arbeitswelt und Gesellschaft. Das widersprüchliche Konzept wird von Befürwortern und Gegnern emotional umkämpft: Geht es um die Befreiung von normativen Rollenzuweisungen und die Entdiskriminierung von Minderheiten im Sinne einer Social Diversity, in der alles möglich sein darf? Steht hinter dem Mainstreaming eine marxistische Ideologie, die auf eine Gleichmacherei aller Menschen unabhängig vom biologischen Geschlecht abzielt? Geht es um die Abschaffung des zweigeschlechtlichen Konzeptes, das als Voraussetzung für biologische Fortpflanzung lange als Lebensprinzip per se betrachtet wurde, weil ein Bevölkerungswachstum gar nicht mehr als erstrebenswert gilt?

Individualisierung, Wertepluralismus und anhaltender medizintechnischer Fortschritt scheinen einen uralten Menschheitstraum wirklich zu machen – der Traum, dass die Persönlichkeit eines Menschen primär durch seinen Willen und Geist geprägt ist und dass der Mensch die biologischen Grenzen überwin-

den kann. Der geburtsbedingte Körper muss nicht mehr als Schicksal akzeptiert werden, weil das Updating und Upgrading, ja sogar die Neukonfiguration des Körpers möglich wird, um Körper und Wunschbild kompatibel zu machen. Letztlich stehen wir vor der grundlegenden Frage des Menschenbildes, ob der menschliche Körper eine Art biologische Maschine und das Gehirn ein biologischer Computer ist, die mit fremder medizintechnischer Hilfe beliebig optimiert werden können.

Veränderungen ermöglichen Hoffnungen

Veränderungen stellen eine Herausforderung für den Menschen dar, so dass häufig mit Ablehnung und Abwehr reagiert wird. Aber besteht wirklich kein Grund zur Hoffnung, dass die männliche Zukunft eine erfreuliche Zukunft sein könnte, welche die durch den Feminismus und die aktuellen Megatrends hervorgerufenen Veränderungen als positive Chance wahrnehmen könnte?

Hoffnungs-These 1: Statt abwesender Allein-nährer sein, kann der Mann wieder vermehrt zum anwesenden Vater und Ehemann werden

Nachdem der Mann sich in den letzten beiden Jahrhunderten in die Norm des abwesenden und anonymen Alleinernährers in der Ferne einfügen musste, der seinen Lebenssinn primär im Beruf findet, haben Männer zunehmend die Möglichkeit, Zufriedenheit und Sinn gerade auch als Väter und Ehemänner in der Beziehung zu ihren Familien zu finden. Im swissfuture Hoffnungsbarometer 2014 stellt eine «glückliche Ehe, Familie, Partnerschaft» nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer die grösste Hoffnung dar. Die Hoffnung auf eine «gute und vertrauensvolle Beziehungen zu anderen Menschen» und eine «sinnvolle und zufriedenstellende Aufgabe» rangieren deutlich vor dem «Erfolg am Arbeitsplatz». Als persönliche Hoffnungsträgerin rangiert die «Ehepartnerin/Lebenspartnerin» deutlich vor den «Freunden» oder gar den «Arbeitskollegen».

Neue Megatrends schaffen die Chancen, dass die Aufgaben und Tätigkeiten eines Paares nicht mehr von vornherein räumlich und funktionell getrennt werden, sondern dass Paare ihr Portfolio individuell gestalten können. Viele junge Väter sind selbstverständlich bei der Geburt ihrer Kinder mit dabei und bauen schon früh eine emotionale Beziehung zu ihren Kindern auf, bei denen auch körperliche Nähe kein Tabu mehr ist. Im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten sind viele Paare gleich alt und entstammen einem ähnlichen Bildungs-Milieu, so dass das typische Gefälle der früheren Jahrhunderte zwischen Mann und Frau gar nicht mehr entsteht, weil Paare sich auf Augenhöhe begegnen können.

Die Fortschritte in der Informations- und Kommunikationstechnologie und der Trend hin zu kreativen Dienstleistungen und Kopfarbeiten ermöglichen,

dass viele berufliche Arbeiten nicht mehr in einer räumlich distanzierten Fabrik, sondern immer häufiger auch als Cyber-Heimarbeit erbracht werden können, wobei die effektive Innenarchitektur dem noch nicht Beachtung schenkt. Das zeitliche Portfolio kann so individuell gestaltet und mit den Beziehungsbedürfnissen in einer Familie abgestimmt werden. Entscheidend für diese Entwicklung ist, dass Arbeit nicht mehr als körperliche Anwesenheit während der Arbeitszeit am Arbeitsplatz definiert wird, sondern dass der Arbeitgeber das Angst-Paradigma überwindet, dass der Angestellte nur dann arbeite, wenn er persönlich anwesend sei und kontinuierlich überwacht werde, und dass der Angestellte Eigenverantwortung für seine Leistungen und Resultate übernimmt.

Hoffnungs-These 2: Statt der normierten und pflicht-fokussierten Wehr- und Arbeitskraft können Männer vermehrt ein vielfältiges Lebens-Portfolio entwickeln

Zwar sind die plakativen Beispiele von Frauen auf dem Bau oder in der Sicherheitsbranche oder von Männern in (Alters-) Pflegeberufen immer noch die Ausnahme und scheinen mittlerweile den Zielen von Gender Mainstreaming mehr zu schaden als zu nützen. Aber durch die technischen Fortschritte, insbesondere durch den Schritt in die Dienstleistungs- und Kommunikationswelt und in den Cyber Space, ist der Mann endgültig von seinem Jahrtausende alten mythologischen Schicksal befreit, dass er primär an seinem Muskelpaket und seiner Kampfkraft gemessen wird.

Gerade auch die Anliegen des Diversity Managements schaffen eine breite Akzeptanz für Berufsbilder und Lebensentwürfe, bei denen erkannt wird, dass Vielfalt statt Normierung eine lebensfrohe und qualitativ hochstehende Zukunft für viele ermöglicht. Nicht zu unterschätzen ist die breite Akzeptanz für die Kreativität und die kulturelle Ausdrucksweise von Männern, die offensichtlich weniger von ihren androgenen Sexualhormonen dominiert werden und gar nicht allen männlichen Stereotypen entsprechen wollen – oder wer hätte vor einer Generation noch daran gedacht, dass Buben freiwillig in rosaroten Fussballschuhen und grellgelben Fussballshirts herumrennen wollen? Das Phänomen der Langlebigkeit führt dazu, dass viele Senioren nach Abschluss ihrer Berufstätigkeit und befreit von der Pflicht als Alleinernährer für ihre späte Lebensphase ein neues Studium oder Hobby ergreifen, das vor einer Generation noch als typisches Erststudium von Studentinnen gegolten hätte.

Und obwohl Phänomene wie Arbeitsstress und Burnout immer noch bittere Realität sind, hat in historischen Zeiträumen betrachtet noch nie eine Generation über so viel Freizeit und Urlaub verfügt, die aktiv genutzt werden kann – und für die häufig gezielt ein Ausgleich zum Beruf gesucht wird: beispielsweise im Kochen exquisiter Menus, nachdem zuvor sorgfältig

Lebensmittel auf der ganzen Welt beschafft wurden, im Pflegen des eigenen Gemüse- oder Rosengartens, in der Musik, in der Kultur oder in der Literatur. Übrigens alles Tätigkeiten, die vor zwei Generationen noch als typisch weiblich galten.

Der Mann der Zukunft?

Veränderungen werden häufig von grossen Emotionen begleitet. So bewegen sich auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Forderungen und Möglichkeiten zu den Beziehungen zwischen den Geschlechtern und zur Positionierung und Ausgestaltung des männlichen Geschlechtes in einem widersprüchlichen Wechselspiel zwischen Ängsten und Hoffnungen. Die Ausdruckweisen und die Ansprüche an die Funktionalität von Männlichkeit waren immer ein Abbild der gesellschaftlichen Realität, der ethischen und wirtschaftlichen Anforderungen und technischen Möglichkeiten. Nachdem es in den letzten Jahrhunderten grosse Bestrebungen zur kollektiven Normierung und Funktionalisierung des Mannes gab, ermöglichen die technischen, gesellschaftlichen und ethischen Entwicklungstrends zu Beginn des 3. Jahrtausends eine Situation, in der auch Männer bewusst soziale Beziehungen, Emotionen und individuelle Bedürfnisse leben können. Das Forschungsfeld, ob und wie die jungen Männer der Generationen X und Y dies effektiv als neue Chancen erkennen, ist erst wenig erforscht; insbesondere, ob sie als veränderungsgewohnte Generationen ihre Position als Väter nutzen werden, um ihren Kindern einen bewussten gesellschaftlichen und individuellen Umgang mit Veränderung und entsprechende Kompetenzen zur aktiven Gestaltung der Zukunft vermitteln, ist eine relevante Fragestellung für unsere Disziplin. Zukunft ist kein fremdbestimmtes Schicksal, sondern entsteht als Konsequenz aus gesellschaftlichen und individuellen Entscheidungen und Handlungen.



Dr. Andreas Walker

Dr. Andreas M. Walker, weiterdenken.ch, begründete als Co-Präsident von swissfuture 2009 das Hoffnungsbarometer. Er studierte Geschichte, Germanistik und Geografie, ist vierfacher Vater und Eltern- und Schulrat.

ZWISCHEN INTEGRATION UND VERFOLGUNG: DER SCHWULE MANN

Schwule hat es schon immer gegeben. Schwulsein als Gesellschaftsphänomen gibt es erst seit den 1968er-Revolution. Während in vielen europäischen Ländern Homosexuelle längst akzeptiert sind – hier geht es nicht mehr um Subkultur und Outing-Themen, sondern um die Entwicklung neuer Lebens- und Familienmodelle – breitet sich in Ländern wie Russland Homophobie aus. Michael Rüegg rechnet sogar mit einem Flüchtlingsstrom verfolgter Schwulen, denn seit 2013 ist Homosexualität ein Asylgrund.

Keywords: Homosexualität, Schwulenfeindlichkeit, Menschenrechte, Partnerschaft, Kinderwunsch, Flüchtlinge, Asyl

Michael Rüegg

Männer, die sexuell mit anderen Männern verkehren, gibt es seit jeher. In vielen Kulturen waren sie auf die eine oder andere Art sogar ein akzeptierter Bestandteil der Gesellschaft, wenn auch nicht im Sinne heutiger Schwuler. Sogar das Tierreich kennt vielfältige Beispiele sexueller Interaktion zwischen Männchen, von der Libelle über die Stockente bis zum Bison. Der offen in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung lebende Mann westlicher Prägung ist jedoch eine Erscheinung neueren Datums.

Die Schwulen und ihre gesellschaftliche Wahrnehmung seit der 68er-Revolution

Die eigentliche Schwulenbewegung nahm ihren Anfang 1969 in New York als Nebenstrang der 68er-Revolution. Vereinigungen, in denen männerliebende Männer unter sich waren, existierten schon früher, allerdings meist im Verborgenen. Eine der wichtigsten war «Der Kreis». Er operierte nach dem Zweiten Weltkrieg von der Schweiz aus. Wenn wir von der Zukunft des schwulen Mannes sprechen, sprechen wir über ein Phänomen, das also keine 50 Jahre alt ist. Und selbst in dieser Zeit hat sich sowohl die rechtliche Stellung als auch die gesellschaftliche Wahrnehmung der Schwulen radikal verändert. Noch in den 70er-Jahren verhüllten Teilnehmer von schwulen Demos nicht selten ihr Gesicht, aus einer begründeten Angst heraus, deswegen ihre Stelle oder Wohnung zu verlieren. Schwulsein war ein Makel und konnte Karrieren beenden. Outete sich ein Mann, galt er oft als erpressbar. Ein absurder Vorwand, denn erpressbar waren viel eher Familienväter, die nebenher Kontakte pflegten – eine Lebensweise, die für viele Schwule den einzigen Weg darstellte, gesellschaftliche Erwartungen und sexuelle Neigungen unter einen Hut zu bringen. Heute kennen mit Ausnahme von Italien alle westeuropäischen Staaten entweder die Ehe auch für gleichgeschlechtliche Paare oder haben ähnliche Partnerschaftsformen eingeführt, die Schwule und Lesben meist nur in einzelnen Punkten schlechter stellen.

Ausgerechnet das katholische Spanien war einer der ersten Staaten, der die Ehe für alle einführte. Der Grund dafür ist vermutlich in der zuvor Jahrzehnte andauernden faschistischen Diktatur zu suchen. Sie hat die Gesellschaft für Menschen- und Bürgerrechtsfragen sensibilisiert.¹ Zu den Ländern mit rechtlicher und gesellschaftlicher Gleichstellung gesellt sich mittlerweile die Mehrheit der süd- und mittelamerikanischen Staaten sowie Teile der USA. Südafrika und Neuseeland kennen ebenfalls keine geschlechterspezifische Einschränkung der Ehe. Auf der anderen Seite steht das Gros Afrikas und Asiens inklusive Russland und die gesamte muslimische Welt, wobei hier unterschieden werden muss zwischen Staaten, die Homosexualität schwer kriminalisieren und solchen, in denen sie «nur» verpönt und geächtet ist.²

Homophobie in Russland – Eine Frage des Nationalismus

Denkt man also über die Zukunft des schwulen Mannes nach, so muss man von einer Zukunft im Plural ausgehen. Die westliche Welt, allen voran die EU, hat (erst) in jüngster Zeit den Umgang mit Schwulen und Lesben zur Menschenrechtsfrage erhoben. Derweil hat die homophobe Fraktion etwa in Russland das Gegenteil erreicht und Homosexualität zu etwas Ansteckendem erklärt, vor dem die Gesellschaft geschützt werden muss. Die in sexuellen Fragen nie besonders tolerante russische Gesellschaft scheint die jüngst erlassenen Gesetze gegen Schwule und Lesben zu begrüssen. Vielerorts nehmen die tätlichen Angriffe auf Schwule und Lesben zu, Anzeigen bei der Polizei führen ins Leere. Problematisch ist, dass sowohl in Russland als auch vereinzelt durch konservative Aktivisten im Westen die Bemühungen zunehmen, Homosexualität und Pädophilie miteinander zu verknüpfen. Angesichts dieser Vermischung könnte

¹ Ob auch der unglaublich populäre schwule spanische Filmemacher Pedro Almodóvar einen Anteil daran hatte, wäre eine Frage, die es zumindest zu untersuchen gälte.

² Siehe www.ilga.com

der in den letzten Jahren stark gewachsene und von breiten politischen Kreisen propagierte Kampf gegen Pädophilie negative Auswirkungen auf Schwule haben. Der Grund für die russischen Bemühungen, Schwule auszugrenzen, muss weniger in der Moral als in der Pflege des Nationalismus gesucht werden. Die Geschichte hat hundertfach den Beweis geliefert, dass Minoritäten sich als Projektionsfläche für die Bewirtschaftung von diffusen Ängsten eignen. So stört sich der Russe nicht daran, bei McDonalds Hamburger zu essen und Jeans zu tragen, gleichzeitig aber Homosexualität als Beispiel für die Degeneriertheit des Westens anzuführen. Entlang der Frage des Umgangs mit Schwulen bildet sich so etwas wie ein rosa-rotfarbener Eiserner Vorhang.

... in Afrika ist es der Einfluss evangelikalen Missionierens

In Afrika verschärft sich die Situation in Ländern wie etwa Uganda, das eben erst die Todesstrafe für homosexuelle Vergehen eingeführt hat. Dort sind es unter anderem evangelikale Amerikaner,³ die mittels kostspieliger Missionskampagnen das zu erreichen versuchen, womit sie in ihrer Heimat zunehmend scheitern: die Verdammung von Homosexualität als Widerspruch gegen die göttliche Ordnung. Auch in muslimischen Ländern herrscht vielerorts die Überzeugung, dass Schwule ein verdammenswertes Importgut aus dem Westen sei. In gewisser Weise stimmt das sogar, allerdings nur im Sinne eines generell lockeren gesellschaftlichen Umgangs mit Sexualität. Eine prüde Gesellschaft kann mit dem locker und offenherzig gelebten schwulen Sex naturgemäß nur wenig anfangen.

Diese geopolitischen Aspekte des Umgangs mit Schwulen können in vielfacher Weise eine Rolle spielen. So könnte der Druck auf westliche Regierungen wachsen, Homosexualität als Teil der Menschenrechte gegenüber Drittstaaten zu thematisieren, etwa bei Handelsabkommen. Die wachsende Verfolgung schwuler Männer in Russland und anderen Staaten könnte dereinst zu einer Zunahme von schwulen Flüchtlingen führen. Der Europäische Gerichtshof hat Homosexualität im November 2013 jedenfalls als Asylgrund bestätigt. Bedenkt man, dass rund fünf bis zehn Prozent der männlichen Bevölkerung das eigene Geschlecht vorziehen, ist ein schwuler Flüchtlingsstrom in den Westen nicht ganz so abwegig. Sie würden eine Flüchtlingskategorie darstellen, die dem herkömmlichen Bild des Asylanten eine ganz neue Note hinzufügen würde.⁴

3 Al Jazeera America, 13. Januar 2014: «Retrogressive anti-gay law in Uganda has ties to the US».

4 Die Angst, Araber und Schwarzafrikaner könnten unter Vorspiegelung falscher Tatsachen als vermeintliche Schwule in Europa Asyl beantragen, scheint bei den Migrationsämtern tatsächlich zu existieren. So hat etwa Tschechien bei Flüchtlingen fragwürdige Tests durchgeführt: Den Männern wurden Pornos mit Frauen gezeigt, dabei wurden angeblich die Blutströme im Penis gemessen (vgl. Die Welt, 09.12.2010: «Tschechien unterzog Asylbewerber einem Penis-Tests»). Die EU-Grundrechtsagentur setzte diesem Treiben letztlich ein Ende. Dass sich Männer aus tendenziell homophoben Kulturen freiwillig als schwul bezeichnen, dürfte eher die Ausnahme sein.

Die Schwulenszene war gestern. Heute geht es um Partnerschaft und Kinderwunsch

Verändern dürfte sich in Zukunft aber nicht nur die Aussenwahrnehmung der Schwulen, sondern auch ihre eigene Lebensrealität. Eine schwule Szene, wie sie früher für viele städtische Gays identitätsstiftend war, wird es als eigentliche Subkultur nicht mehr geben. Sie wird losen und durchlässigen Netzwerken weichen. Die ehemalige Parallelwelt, in der sich viele Schwule bewegt haben, war ein Ghetto im positiven Sinne. Sie wird künftig nur noch in veränderten Teilformen existieren, etwa für spezielle Gruppierungen wie etwa von Anhängern eines bestimmten Festisches. Die Mehrheit der Schwulen wird sich wohl in Partnerschaften wiederfinden, die sich äusserlich und innerlich nur wenig von der heterosexuellen Variante unterscheiden. Dazu gehört auch – und das wird die grösste Veränderung sein – der Kinderwunsch.

Kinder, die bei zwei Müttern oder zwei Vätern aufwachsen, sind nicht etwa eine Zukunftsvorstellung, sie sind Realität. Die Basler Sozialwissenschaftlerin Eveline Nay schätzt aufgrund von Hochrechnungen ausgehend von Erhebungen in Deutschland und Frankreich, dass heute zwischen 6'000 und 30'000 Schweizer Kinder mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen.⁵ Zwar ist die rechtliche Stellung gleichgeschlechtlicher Paare mit Kindern noch immer beklagenswert – ein Adoptionsverbot für eingetragene Partner besteht in der Schweiz nach wie vor und dürfte vorerst einzig für die Stiefkindadoption gelockert werden. Doch die rasante Entwicklung in anderen Staaten wird auch Auswirkungen auf die Schweiz haben. Nicht zuletzt wird das Adoptionsverbot im Fall einer Klage vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte einen schweren Stand haben.

Hedonistische und apolitische Generation Homosexueller?

Doch nicht nur die Adoption, auch andere Wege zu Kindern dürften in den Vordergrund rücken. Patchworkfamilien, bestehend aus Lesben und Schwulen, in Paaren oder zwischen befreundeten Singles, Zweckgemeinschaften zwischen Singlefrauen und schwulen Paaren und Pflegekindermodelle werden an Bedeutung gewinnen. Hauptsächlicher Katalysator dieser Entwicklung ist ein verändertes Grundverständnis der Generation junger erwachsener Schwulen und Lesben. Die Akzeptanz der eigenen Sexualität war früher so etwas wie ein Urteil, das einen Mann zu einer bestimmten Lebensweise zwang – oder zumindest eine deutliche Richtung anzeigte. Heute sagen viele junge Schwule ganz selbstbewusst, dass sie eines Tages Kinder haben werden. So sehr die ältere Generation dieses Selbstbewusstsein vielleicht begrüssst, kann es auch problematische Aspekte haben. So beklagen etwa viele, dass die heranwachsende Generation apolitisch sei und statt den Kampf für

5 Eveline Y. Nay, www.genderstudies.unibas.ch

gleiche Rechte vor allem den eigenen Spass in den Vordergrund stellt.

Dieser Vorwurf dürfte jedoch nicht ganz zutreffen. Auch viele junge Lesben und Schwule beweisen Engagement. Ein Beispiel dafür ist etwa «Milchbüechli», eine Publikation, die sich «Zeitschrift für die falsch-sexuelle Jugend nennt». Interessant ist etwa, dass deren Initianten keinen Unterschied zwischen schwul, lesbisch, bisexuell, transgender oder anderen Formen von sexueller Identität machen. Dass derartige Informationen mit einem Klick auf den Bildschirm jedes Heranwachsenden wandern können, trägt zur rasanten Veränderung bei. Die Möglichkeiten des Internets auch als Partner- und Freundschaftsbörse für schwule Teenager wirken auf die ältere Generation geradezu wie paradiesische Zustände. Das einstige Gefühl von Isolation besteht heute, wenn überhaupt, nur noch im persönlichen Umfeld Heranwachsender. Früher fehlten jungen Schwulen sowohl die persönlichen Kontakte zu anderen als auch positive gesellschaftliche Role Models. Beides ist heute eine Selbstverständlichkeit und wird die Integration sexuell anders lebender Menschen in die Gesellschaft weiter beschleunigen. Ob die aufkeimende Gegenbewegung, dokumentiert etwa durch die Proteste gegen die Gay-Ehe in Frankreich⁶, diese Entwicklung zu stören vermag, wird sich zeigen.



Michael Rüegg

Michael Rüegg war ursprünglich Werbetexter und später Kommunikationschef der Direktion der Justiz und des Innern des Kantons Zürich. Er war Vorstandsmitglied der Homosexuellen Arbeitsgruppe Zürich. Heute ist er als Journalist, Berater, Moderator und Dozent tätig. Seit über zehn Jahren schreibt er Kolumnen in Schwulen-Magazinen. Zudem hat er diverse Theaterstücke verfasst.

⁶ The Guardian, 26. Mai 2013: «Gay marriage protest draws thousands to Paris».

«DER MANN» UND MÄNNLICHKEITEN IN IHRER EINBINDUNG IN HERRSCHAFTSVERHÄLTNISSE

Im dienstleistungsorientierten Kapitalismus verschwindet «der Mann» und wird ersetzt von «den Männlichkeiten» – ein vermeintlicher Pluralismus. Heinz-Jürgen Voß zeigt auf, wie «der weisse bürgerliche Mann» seit der Kolonialisierung als Subjekt gar nie existent war und «nur» als Referenzobjekt für Norm-, Klassen-, Rassen- und geschlechtlicher Abgrenzung diente. Mit der Einführung der Wehrpflicht im 19. Jahrhundert ging auch die Vermessung des männlichen Körpers einher und führte zu klassifikatorischen Normen. Voß argumentiert, dass sich auch heute noch «der Mann» oder im Plural «die Männlichkeiten» lediglich über «das Andere» konstituiert.

Keywords: Kapitalismus, Herrschaft, Kolonialismus, Norm, Kategorisierung, Militär

Heinz-Jürgen Voß

Bei der Frage nach «der Zukunft des Mannes» muss man sich zu allererst fragen: Wer ist denn eigentlich «der Mann». Wo kommt er her? «Der Mann», wie er auch heute – noch immer, bei allen Veränderungen – verhandelt wird, stellt lediglich ein geronnenes Ideal dar. Gefüllt mit vielfältigen Vorstellungen, ist dieses Konzept der bürgerlichen Gesellschaft stets labil gewesen und wurde nur einigermaßen fest in ein Herrschaftssystem aus Rassismus, Geschlecht und Klasse eingewoben. Gleichwohl scheint es zunehmend an seiner Grundanlage zu scheitern: Die vielfältigen Lebensweisen, die individuellen Unterschiede in Merkmalen, in «Stärken» und «Schwächen» scheinen sich immer schwieriger in das klare Muster «Mann» fügen zu wollen. Heute ist von Flexibilisierung und Individualisierung der Lebensweisen die Rede, es wird von der Pluralform, von «den Männlichkeiten» statt «der Männlichkeit», gesprochen. «Der Mann», erst durch Kategorisierung und Kanonisierung bestimmter Merkmale (beim Weglassen anderer) und durch Disziplinierung und Zurichtung hergestellt, scheint zu verschwinden. Die Veränderung passt gut zu den sich wandelnden Anforderungen des im globalen Norden stärker dienstleistungsorientierten Kapitalismus. Aufgekommen ist «der Mann» mit der modernen bürgerlichen, der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Als es darum ging, ob auch Frauen, Juden, Menschen aus dem Proletariat und die kolonialisierten Menschenrechte erhalten sollten, blieb eine Personengruppe unbenannt, für die diese Rechte nicht in Frage stand. Es waren die weissen und bürgerlichen europäischen Männer. Ihre privilegierte Position in der Gesellschaft, ihre öffentliche Präsenz, ihre Werte präg(t)en in besonderem Masse die modernen Gesellschaften und füll(t)en – gerade in Abgrenzung gegenüber anderen Menschen – die Vorstellung davon, was denn «der Mann» sei.

Kolonialisierung, Zwangsbekehrung und Rassismus

Von daher ist es bedeutsam, zunächst über die Abgrenzungen zu sprechen. Sie lassen sich ab dem späten 15. Jahrhundert zeigen. Mit dem von Europa ausgehenden Kapitalismus, der erst über die Kolonialisierung der übrigen Welt möglich wurde,¹ ist auch die Differenzierung der Menschen in Gruppen verbunden. Zentral ist die rassistische Unterteilung: So führte die Reconquista – die gewaltsame Durchsetzung des Christentums in Spanien durch die Beseitigung des letzten Kalifats – im Jahr 1492 zur Entrechtung und Vertreibung bzw. zur Zwangsbekehrung der Muslim_innen und Jüd_innen durch die Christ_innen. Den so durch Gewalt gewonnenen «Neu-Christ_innen» vertraute die christliche Obrigkeit im Folgenden aber nicht, sondern suchte sie von wichtigen Positionen auszuschliessen. Wie aber «Neu-» und «Alt-Christ_innen» erkennen und unterscheiden? Hier taucht der Begriff «Rasse» auf und wird nach und nach inhaltlich gefüllt und als Herrschaftsverhältnis etabliert (vgl. ausführlich Çetin 2012: 28ff.). Auch bei der Kolonialisierung der übrigen Welt durch Europa ist «Rasse» zentral. Mit rassistischen Unterscheidungen wurde gerechtfertigt, dass einige Menschen als Arbeitskräfte ausgebeutet und sogar versklavt werden dürften, während andere von ihrer Arbeit profitierten – die Auswirkungen des Kolonialismus, auch mit intensiver und schon früher (Anfang des 16. Jahrhunderts) Beteiligung des deutschsprachigen Raums, machen eindrücklich Martha Mamozai im Band «Schwarze Frau,

¹ Kapitalistisches Wirtschaften bedeutet, dass das Kapital und seine Vermehrung vorrangiges Ziel des ökonomischen Handelns ist. Ziel ist Gewinn, der wieder neu angelegt wird, um zusätzlichen Gewinn zu erhalten usw. (Akkumulation). Das heisst, dass es immer neue «Anlagemöglichkeiten» geben muss, in die das durch den Gewinn angewachsene Kapital gehen kann – nötig ist also die ständig zunehmende Aneignung von Dingen, die von Menschen erzeugt wurden. Während die Akkumulation in anderen geografischen Regionen – z.B. im China und Japan des 14. Jahrhunderts, in Arabien – etwa durch politische Entscheidungen an einem bestimmten Punkt unterbrochen wurde, ermöglichte erst der Kolonialismus den Aufstieg des Kapitalismus zur Weltwirtschaft, mit Europa als Zentrum und den Kolonien als Peripherie.

weiße Herrin» (Mamozai 1989) und May Ayim in «Farbe bekennen» (Oguntoye et al. 1997) deutlich.

In Europa selbst wurden ebenfalls Menschen in Manufakturen gezwungen. Auch hier ging es zunächst keineswegs um die Anwerbung ‚freier Lohnarbeitender‘, sondern es wurden Menschen in diese Arbeitsstätten verschleppt. Der Sozialhistoriker Jürgen Kuczynski beschreibt: «Viele Manufakturen wurden der Zweckmässigkeit halber gleich als Strafanstalten bevölkert und vor allem mit arretierten und zu Zwangsarbeit verurteilten Bettlern und Bettlerinnen aufgebaut. [...] Im Zuchthaus mussten Irre, Bettler, Schwachsinnige, Diebe, Ehebrecher, Kindesmörderinnen, erziehungsbedürftige Kinder und widerspenstige Dienstboten gemeinsam für die Unternehmer Wolle spinnen, Seide haspeln sowie Färbholz raspeln und schaben» (Kuczynski 1963: 22f). Auch die Armenhäuser waren ähnliche Zwanganstalten, heute sind vielfach so genannte «Behindertenwerkstätten» Zwangseinrichtungen. Dass bestimmte Menschen – schliesslich die Arbeiterklasse – arbeiten sollten, während andere davon profitierten, erfolgte insbesondere durch Zuschreibungen «natürlicher» Merkmale. Diese Menschen seien nicht fähig zu den privilegierten, den Führungsaufgaben in der Gesellschaft. Gleichzeitig wird die Verwobenheit von Rassismus und Klassenverhältnissen deutlich.

Aber selbst den privilegierten weissen bürgerlichen europäischen Frauen, die ansonsten z.B. bei der kolonialisatorischen Ausbeutung und Unterdrückung den privilegierten Männern in nichts nachstanden (vgl. Mamozai 1989 und 2000), wurde in zunehmenden Mass der Zugang zu wichtigen gesellschaftlichen Positionen verwehrt. So wurden sie etwa von den sich um 1800 herausbildenden modernen Wissenschaften vollständig ausgeschlossen. In den wissenschaftlichen Disziplinen wurde, ebenfalls auf Basis biologisch-medizinischer Argumentationen der «Natürlichkeit», Frauen Inferiorität attestiert und auf dieser Basis ihre zurückgesetzte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft begründet.

Die Wehrpflicht als Eckpfeiler der Disziplinierung und Normalisierung

Die weissen bürgerlichen europäischen Männer bleiben bei den Ausschlüssen «der Anderen» die Ungenannten. Gleichzeitig ist zunächst noch kein Ideal «des Mannes» geronnen, in dem bestimmte Merkmale katalogisiert und als «Norm» festgeschrieben wären. Das geschieht mit der im 19. Jahrhundert aufkommenden Militärstatistik. Michel Foucault beschreibt eindrucksvoll, wie Bevölkerungspolitiken moderne Staaten und Regierungsweisen insbesondere seit dem 19. Jahrhundert ausmach(t)en. In den nationalen Politiken galt es zunehmend als wichtig, eine grosse und reproduktive Bevölkerung (mit be-

stimmten Merkmalen)² zu haben. Sie galt als Ausdruck der Stärke des Staates und auch seiner militärischen Leistungsfähigkeit. Zur Wehrpflicht, die zunächst in Frankreich eingeführt und dann in zahlreichen europäischen Staaten durchgesetzt wurde, sollte die gesamte männliche Bevölkerung herangezogen werden. Gleichzeitig sollte die Gesundheit der Rekruten geprüft werden. So wurden einerseits demografische Erhebungen nötig, damit auch kein Mann dem Militär entging (gerade wenn er arm war), andererseits wurden bei der medizinischen Untersuchung – der Musterung – statistische Daten zu physischen Merkmalen und dem Gesundheitszustand erhoben. Und das Militär etablierte sich – in Abgrenzung zum Weiblichen – als der männliche Ort schlechthin. Selbstverständlich kamen auch hier zunehmend Möglichkeiten auf, mit denen privilegierte Bürgerliche ihre Kinder vom Wehrdienst befreien konnten, etwa indem sie einen «Ersatz» schickten (einkauften) bzw. teilweise bereits bei der Geburt eine «Versicherung» abschliessen konnten, die das Kind vom Wehrdienst befreite. Für eine bürgerliche Mittelschicht³ stellte das Militär hingegen angesehene (Führungs-)Positionen bereit (vgl. ausführlich Hartmann 2011).

Die Idealvorstellung davon, was ein Mann sein könnte, die sich in den Anfängen der bürgerlichen Gesellschaft lediglich aus Zuschreibungen von Privilegien speiste und ggf. mit künstlerischen Körperproportionen in Verbindung stand (vgl. Peters 2010), wurde durch die Vermessung der Bevölkerung zur kategorisierenden und klassifikatorischen Norm, mit Ansprüchen an physische, physiologische und charakterliche Merkmale. «Norm» bedeutet dabei (oft) den Mittelwert bezogen auf das jeweils untersuchte Merkmal, wobei von diesbezüglich individuellen Unterschieden abgesehen wird. Ebenso ausserhalb des Blicks bleiben andere Kennzeichen, die nicht in den medizinischen Untersuchungen erhoben werden.

«Der Mann» als Resultat der Disziplinierung und Normalisierung bleibt dabei weiterhin mit rassistischen und sexistischen Stereotypen verbunden. Weiss, bürgerlich und europäisch ist er «zivilisiert» – als «triebhaft» oder «wild» gelten den Privilegierten die Männer in den europäischen Fabriken und Bergwerken und insbesondere die kolonialisierten Männer, die als «abweichend» und «anders» dargestellt, aber gleichzeitig als erotisch und unwiderstehlich imaginiert werden (vgl. Petzen 2011). Bei aller aktuellen Pluralisierung der «Männlichkeiten» scheint die rassistische Zuschreibung weiter befestigt zu werden; die «Männlichkeiten» funktionieren gerade über «das Andere», was mit Zuschreibungen wie «unzivilisiert» und «patriarchal» belegt und als Ziel europäischer (militärischer) Interventionen konstruiert wird.

2 Die Bildung einer «Nation» basiert immer auf Ein- und Ausschlüssen und wird damit über rassistische Zuschreibungen und Ausschlüsse erreicht – sehr gut hierzu: Balibar/Wallerstein (1992).

3 Dies gilt insbesondere für Frankreich. Im militaristischen Preussen waren die Führungspositionen im Militär vor allem eine Domäne des Adels.



Dr. Heinz-Jürgen Voß

Dr. Heinz-Jürgen Voß (Dipl.-Biol.) arbeitet zu biologisch-medizinischen Geschlechtertheorien, biologie- und medizinethischen Schwerpunkten und queerer Kapitalismuskritik. Zuletzt veröffentlichte Voß gemeinsam mit Salih Alexander Wolter den Band «Queer und (Anti-)Kapitalismus» (Stuttgart 2013; Schmetterling Verlag).

Kontakt: voss_heinz@yahoo.de/www.heinzjuergenvoss.de



Literatur

Balibar, Étienne/Wallerstein, Immanuel (1992): Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten. 2. Auflage. Hamburg: Argument Verlag.

Çetin, Zülfukar (2012): Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin. Bielefeld: Transcript Verlag.

Hartmann, Heinrich (2011): Der Volkskörper bei der Musterrung. Militärstatistik und Demographie in Europa vor dem Ersten Weltkrieg. Göttingen: Wallstein Verlag.

Kuczynski, Jürgen (1963): Studien zur Geschichte der Lage der Arbeiterin in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart. (Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 18). Berlin: Akademie Verlag.

Mamozai, Martha (1989): Schwarze Frau, weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.

Mamozai, Martha (2000): Komplizinnen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.

Peters, Kathrin (2010): Rätselbilder des Geschlechts – Körperwissen und Medialität um 1900. Diaphenes Verlag: Zürich u.a.

Petzen, Jennifer (2011): Wer liegt oben? Türkische und deutsche Maskulinitäten in der schwulen Szene. In: Yılmaz-Günay, Koray (Hg.): Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre ‚Muslime versus Schwule‘. Berlin: Selbstverlag, S. 25-45.

Oguntoye, Katharina/Ayim, May/Schultz, Dagmar (1997): Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch.

ABSTRACTS

Walter Hollstein

THE MAN IN PERSPECTIVE

There are hardly any men's studies. And often researches are too close to women's studies that often are on the premise of feminism. Walter Hollstein insists on independent men's studies that focus on the key problems like disorientation, pressure of expectation, reproaches and disease mongering.

Keywords: Disintegration, Men Hostility, Men's Studies, Pathologizing, Role Expectation

Page: 4

Nina Wehner, Diana Baumgarten, Andrea Maihofer

PATERNITY TORN BETWEEN OLD AND NEW CONCEPTS OF MANHOOD

Become a father or not? Today more and more men explicitly want children. To be a caring father and also bring money home is a challenge with lots of traps but also chances. The authors call that an «emotionally involved and attendant father and male breadwinner». They predict that family policy will more and more discuss this new life plan.

Keywords: Education, Employment, Fatherhood, Gender Order, Lifestyle Pattern

Page: 8

Markus Theunert

FUTURE OF MAN – NARCISSTOCRACY AND HUMAN (R)EVOLUTION

Today's policy of gender equality promotes imitation instead of emancipation and reinforces the power of the andocentric unconscious. Markus Theunert, specialist in gender issues, depicts various future scenarios – and shows how Plan B could look like.

Keywords: Equalization, Evolution, Male Ideal, Gender Relations, Gender Roles, Narcissocracy

Page: 11

Valentin Landmann

THE SIGHT ON THE MAN – COMPLAINTS OF VIOLATION IN RELATIONSHIPS

The advocate Valentin Landmann treats a delicate topic: Women as «victims» by a not fulfilled violation of their partner. What happens, when the complaints base on lies? How should the judges behave, when they have a suspicion, that the partner did not rape the women? The right of the complaining woman seems to be sacrosanct – with dramatic consequences for the innocent man. It's very ambivalent for the judges.

Keywords: Complaint, Conviction, Criminal Proceedings, Judge, Victim, Violation

Page: 14

Otto Penz

A SHORT HISTORY OF MASCULINE BEAUTY PRACTICE

Today's men have to be good looking - also in the world of work. While traditionally women only have to look good male beauty is linked to accomplishment and power. In postmodern times male attractiveness signalizes professional competence. In this context Otto Penz speaks about homosexual lifestyles of heterosexual men.

Keywords: Beauty, Gender Relations, Male Body, Maleness, Postmodernity

Page: 19

Andreas M. Walker

HOW WILL MEN LIVE IN FUTURE LIKE «REAL» MEN?

What makes a man a man? What are his virtues? How does he get normalized? Andreas M. Walker discusses these questions considering the past and the future. He forecasts an emancipated man with the possibility of different life plans and a fulfilled role as father, husband and worker.

Keywords: Family, Gender Mainstreaming, Gender Roles, Lifestyle Pattern, Standardization, Virtue

Page: 22

Michael Rüegg

THE GAY MAN: IN BETWEEN OF INTEGRATION AND PURSUIT

Gay men have always existed. Being gay as a social phenomenon only exists since 1968. In many European nations homosexuals are accepted. Questions of outing and subculture are no topics anymore. Today's issues are new models of life and family. In other countries like Russia homophobia is increasing. Michael Rüegg believes that there will be an influx of refugees since persecution of homosexuals has become a reason for asylum in 2013.

Keywords: Asylum, Homophobia, Homosexuality, Human Rights, Partnership, Refugees

Page: 26

Heinz-Jürgen Voß

«MAN» AND «MALENESS» IN ITS RELATION OF DOMINATION

In capitalism «man» is disappearing and being replaced by «malenesses» - an alleged pluralism. Heinz-Jürgen Voss says the «white middle-class man» never actually existed. «Man» has always been an object of reference for norm, class, race and gender. When military service was established in 19th century, the male body got measured and classified by norms. Voss argues that even today «man» and «maleness» are concepts of comparison with «the other».

Keywords: Capitalism, Colonization, Military, Norm, Sovereignty

Page: 29

DIE PLANUNG DES UNGEWISSEN: MOBILITÄT 2030/2050

In der swissfuture-Studie «Wertewandel in der Schweiz 2030» sind die vier Szenarien «Ego», «Clash», «Balance» und «Bio Control» entwickelt worden. Nun sind die Auswirkungen auf die Mobilität herausgearbeitet worden: Die kürzlich erschienene Studie «Mobilität 2030/2050» soll Denkhorizonte öffnen und für den Einfluss gesellschaftlicher Werte in der Verkehrsplanung sensibilisieren.

Keywords: Gesellschaft, Infrastruktur, Mobilität, Schweiz, Wertewandel, Zukunftsszenarien

Thomas Stoiber und Peter Keller im Gespräch mit Francis Müller

Francis Müller: Sie haben die Auswirkungen der Studie «Wertewandel in der Schweiz 2030» auf die Mobilität erarbeitet. Steigen wir doch gleich mit dem Szenario Ego ein: Es beschreibt eine hohe Individualität und ein kompetitiv-liberales Umfeld. Wie sehen hier die Mobilitätsimplikationen aus?

Thomas Stoiber: Die Idee, dass die Ressourcenfrage durch Technologie gelöst werden kann, schlägt sich in diesem Szenario sehr deutlich im Verkehrsangebot nieder, was einen hohen individuellen Freiheitsgrad ermöglicht. Es gibt hohe Geschwindigkeiten auf der Schiene sowie auf der Strasse. Die Infrastruktur ist privatisiert. Man ist bereit, für die Dienstleistung zu zahlen.

Zugleich sieht man in diesem Szenario auch Verlierer, die diese Leistungen nicht mehr bezahlen können und daher in der Mobilität eingeschränkt sind...

Peter Keller: Auf jeden Fall. Grundsätzlich haben wir in jedem Szenario Gewinner und Verlierer. Wir möchten ja nicht ideologische Prinzipien vertreten, sondern mit den Szenarien konkrete Auswirkungen eines möglichen Wertewandels skizzieren.

Wer sind im harmonieorientierten Szenario «Balance» die Verlierer?

Thomas Stoiber: Die Situation spitzt sich dort nicht so stark zu, weil diese Gesellschaft solidarisch ausgerichtet ist – auch mit Verlierern und Randregionen. Verlierer sind in diesem Szenario vermutlich die Gewinner des Szenarios «Ego», weil sie sich nicht im selben Mass entfalten können.

Eine «gezähmte» Elite also?

Peter Keller: Diese Gesellschaft versucht, das Mobilitätsbedürfnis in Grenzen zu halten, um allzu starke negative Auswirkungen im Verkehr zu verhindern. Das kann allerdings auch mit Verzicht auf individuelle Freiheiten verbunden sein.

Das klingt sehr harmonisch.

Thomas Stoiber: Auch im «Balance»-Szenario gibt es Spannungen und Konflikte: Einerseits lebt man nachhaltig, zugleich aber wird nicht auf die Trekking-Reise nach Nepal verzichtet. Das wirft die Frage auf, ob die Mobilitätsnachfrage tatsächlich abnimmt, weil der Wohlstand vieles möglich macht.

Peter Keller: Aber diese Gesellschaft versucht, wachsende Mobilitätsbedürfnisse so zu befriedigen, dass nicht ein enormes Verkehrswachstum entsteht. In dieser Gesellschaft geht es nicht zuletzt darum, wie Mobilitätsbedürfnisse bewertet werden: eine Shoppingreise nach New York ist verpönt, während eine dreimonatige soziale Arbeit in Gambia als positiv gilt.

Das ähnelt ein wenig der Gesellschaft in «Bio Control».

Peter Keller: Nur passiert es in «Balance» freiwillig und in «Bio Control» aufgrund von äusserem Zwang und gesellschaftlicher Kontrolle.

In «Bio Control» kommt es auch mental zu einer Einschränkung der Mobilität, die Welt wird kleinräumig.

Thomas Stoiber: Die Assoziation von Mobilität und Freiheit ist in «Bio Control» in der Tat schwach und diese Werte sind eher negativ besetzt. Trotzdem gibt es natürlich immer noch eine notwendige Mobilität. Aber Individualinteressen werden in diesem kollektivistischen Szenario zurückgesetzt.

Peter Keller: Allerdings wird in diesem Szenario niemand wegen mangelnder Mobilität aus der Gesellschaft ausgegrenzt. Diese Sicherheit geht aber auf Kosten der individuellen Freiheit, die deutlich abnimmt.

Das dürfte in «Clash» anders sein, wo ein Mangel an Mobilität ein ernstes Problem darstellen kann.

Thomas Stoiber: «Clash» ist das Spiegelbild von «Ego», nur unter ungünstigen Rahmenbedingungen. Die öffentliche Hand regelt die Raumstruktur nicht mehr, die gesellschaftliche Schere zwischen arm und reich hat sich geöffnet und einzelne versuchen, möglichst viel abzuhauen. Wer sich die Mobilität mit dem Auto nicht leisten kann, hat enorme Nachteile, weil Alternativen fehlen und weil er an ungünstiger gelegene Orte ziehen muss, wo er zusätzlich benachteiligt ist.

Ein Szenario, das niemand wünscht.

Peter Keller: Es geht ja nicht um die Wünschbarkeit der Szenarien. Interessant ist, dass in den eher negativ bewerteten Szenarien wie «Clash» individuelle und informelle Innovationsfähigkeit zunehmen kann, indem die Menschen sich gegenseitig unterstützen und neue solidarische Gemeinschaften bilden.

Was ist Ihr Fazit zur Studie «Mobilität 2030/2050»?

Peter Keller: Es fällt auf, wie eng das Verkehrsverhalten mit Lebensstilen zusammenhängt. Eine Verkehrspolitik, die sich nicht um Werteentwicklungen kümmert, wird nicht erfolgreich sein. Ob wir zum Beispiel Stau haben auf den Strassen, hängt stark von Lebensstilen ab und ist damit auch eine Frage der Werte. Wenn wir einen möglichst «grünen» Verkehr möchten, der unsere ökologischen Idealvorstellungen möglich macht, dann ist das gut – aber: Es wird sehr viel kosten. Wenn die wirtschaftliche Prosperität nicht mithält, dann lässt sich dieses Modell nicht finanzieren. Solche Abhängigkeiten sollen die Szenarien aufzeichnen. Dazu kommt, dass wir nicht ganz autonom sind: Wenn wir in eine Weltwirtschaftskrise geraten, dann wird beispielsweise die Förderung des öffentlichen Verkehrs auch in der Schweiz schnell kaum mehr finanzierbar. Solche Faktoren werden in der Verkehrsplanung meist ausgeblendet. Unsere Studie soll ein wenig zur Öffnung des Horizonts beitragen.

Thomas Stoiber: Wir planen teilweise eine vermeintlich sichere Zukunft und beschneiden uns damit der Möglichkeiten, denn die Zukunft ist höchst unsicher.

Heutige Prognosen sollten nicht als gottgegeben interpretiert werden, sondern als möglicher Hinweis, steuernd einzugreifen. Die Studie verweist mit ihren Szenarien darauf, dass es auch ganz anders kommen könnte, als wir im Moment aufgrund der Trendentwicklung annehmen, und stellt die Frage, ob Politik, Gesellschaft und Planung auf diese Eventualitäten vorbereitet sind.

Es geht also um Kontingenzbewusstsein.

Peter Keller: Der attische Staatsmann Perikles sagte schon vor zweieinhalb Jahrtausenden, es sei nicht wichtig, die Zukunft vorauszusagen, sondern auf sie vorbereitet zu sein. Man darf nicht zu stark von Wunschscenarios ausgehen, sondern sollte immer damit rechnen, dass alles auch anders kommen könnte. Angesichts der grossen Infrastrukturen muss die Verkehrsplanung aber sehr lange vorausdenken. Umfangreiche Planungsmassnahmen können sich dabei als irreversibel erweisen, was die Planung unflexibel macht. Die Herausforderung besteht deshalb darin, den sachlichen und zeitlichen Umfang insbesondere von Bauvorhaben so begrenzt wie möglich zu halten, um auch auf unerwünschte und unerwartete Entwicklungen wichtiger Rahmenbedingungen, wie Wertewandel, reagieren zu können.



Thomas Stoiber

Thomas Stoiber, 1980, Dipl.-Geograph, ist Hauptautor der Vertiefungsstudie Wertewandel Mobilität 2030/50. Als Verkehrsplaner bei der Ernst Basler + Partner AG ist er auf die Wechselwirkungen zwischen Siedlung und Verkehr spezialisiert und hat auf unterschiedlichen räumlichen Massstabsebenen an Gesamtverkehrskonzepten, Agglomerationsprogrammen und raumordnerischen Entwicklungskonzepten gearbeitet. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Technischen Universität München (Fachgebiet für Siedlungsstruktur und Verkehrsplanung) hat er in diesem Themenfeld auch Erfahrungen in Forschung und Lehre gesammelt.



Peter Keller

Peter Keller, 1944, Dipl. Architekt ETH und Raumplaner ETH NDS, ist Vorstandsmitglied der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung (swissfuture) und Co-Leiter der Wertewandel-Vertiefungsstudie Mobilität 2030/2050. Wichtige Stationen in seiner beruflichen Laufbahn waren Lehr- und Forschungstätigkeiten im Bereich der Raumplanung an den ETH-Instituten für Orts-, Regional- und Landesplanung (ORL) sowie für Verkehrsplanung und Transporttechnik (IVT). Zuletzt leitete er das MAS-Programm Raumplanung im ETH-Netzwerk Stadt und Landschaft (NSL). Daneben war und ist er in verschiedenen Expertengremien innerhalb und ausserhalb der ETH tätig.

VERANSTALTUNGEN

Generalversammlung swissfuture

«**Besichtigung iHomeLab**»

12. Mai 2014, 16 Uhr

Hochschule Luzern | Technik & Architektur

iHomeLab

Technikumstrasse 21

6048 Horw

Anmeldung unter: future@swissfuture.ch

SKM: Studienzentrum Kulturmanagement Universität Basel

«**Strategien für die Kulturszene Schweiz: Die Zukunft beginnt heute**»

Tagung zu Trends in der Schweizer Kulturlandschaft

13. Mai 2014

Gare du Nord

Badischer Bahnhof Basel

Kosten: CHF 120, 80 für Studierende, Absolventen und Absolventinnen

www.kulturmanagement.org

Nationale Fachtagung Pro Senectute

«**Über 80 – unterschätzt. Zukunft hohes Alter**»

Als Folge der demografischen Alterung leben immer mehr über achtzig Jahre alte Menschen in der Gesellschaft. An der Tagung werden mögliche Folgen dieser Entwicklung unter ökonomischen, soziologischen, politischen und philosophischen Perspektiven behandelt.

15. Mai 2014

Kongresshaus Biel

Kosten: Für Pro-Senectute-Mitarbeitende und Externe CHF 230, für Studierende und Rentnerinnen und Rentner CHF 170.– (Nachweis bitte der Anmeldung beilegen)

<http://www.pro-senectute.ch/de/fachwissen/zukunft-hohes-alter-nationale-fachtagung-am-15-mai-2014-in-biel.html>

16th International Futures Conference

«**Future Infinite Academic – Sustainable Futures in a Changing Climate**»

11. und 12. Juni 2014

Wanha Satama

Helsinki, Finnland

<http://www.wanhasatama.com/Sites1/FutureInfinite/en/Pages/default.aspx>

World Future Society

«**What if**»

11. bis 13. Juli 2014

Hilton Orlando Bonnet Creek, Orlando, USA

www.wfs.org/worldfuture-2014-what-if

64. Internationale Handelstagung

«Retail 2020 : Mit Mensch und Maschine in die Zukunft des Handels»

11. bis 12. September 2014

Referenten: Claus Meyer (Gastronom«Noma»), Oliver Altherr (CEO Marché International), Gill Linton (CEO von Byronesque.com) und David Bosshart (CEO Gottlieb Duttweiler Institut)

Gottlieb Duttweiler Institut, Rüslikon Zürich

https://www.gdi.ch/de/Think-Tank/Veranstaltungen/Details/167656_2014091120140912_/1

Männerkongress 2014

«Angstbeisser, Trauerkloss, Zappelphilipp? Seelische Gesundheit bei Männern und Jungen»

19. bis 20. September 2014

Referenten: Walter Hollstein (Basel), Peter Schneider (Zürich), Manfred Endres (München), Bernhard Stier (Butzbach), Anna-Maria Möller-Leimkühler (München), Johannes Siegrist (Düsseldorf), Heino Stöver (Frankfurt a. M.), Matthias Frank (Düsseldorf), André Karger (Düsseldorf), Björn Sufke (Leopoldshöhe), Heribert Blass (Düsseldorf), Michael Hettich (Sehnde), Peter Angerer (Düsseldorf), Marianne Leuzinger-Bohleber (Frankfurt a. M.).

Heinrich Heine Universität, Düsseldorf, Hörsaal 13A

www.maennerkongress2014.de/

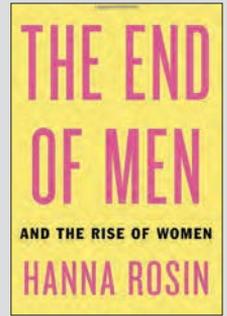
kontakt@maennerkongress2014.de

PUBLIKATIONEN

End of Men

Die These, dass Männer ein Auslaufmodell sind, wird schon länger diskutiert. Die amerikanische Feministin Hanna Rosin geht in ihrem Buch davon aus, dass in den USA ein neues Matriarchat entsteht, dass Frauen eine neue Wirtschaft hervorbringen werden und dass Chinesinnen zukünftig global den Ton angeben werden. Provokante und anregende Thesen, die in den USA zu grossen Debatten geführt haben.

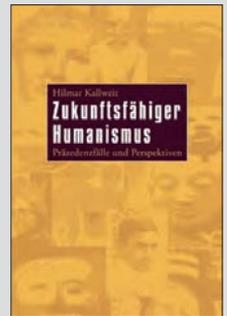
Hanna Rosin (2012): The End of Men. And the Rise of Women.
New York: Riverhead.



Zukunftsfähiger Humanismus

Humanistische Werte werden im Zuge der Globalisierung oftmals relativiert oder als rein europäisch dargestellt, was den Humanismus gar der Kritik der Eurozentrik aussetzt. Der Autor geht in diesem Buch der historischen Dimension des anthropologisch-ethischen Humanismus nach – und der Frage, welche Relevanz und Orientierungskompetenz der Humanismus auch in einer globalen Welt haben könnte.

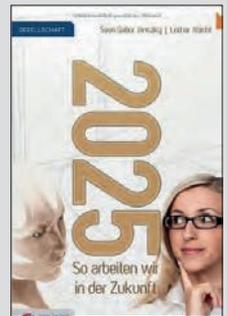
Hilmar Kallweit (2014): Zukunftsfähiger Humanismus.
Bielefeld: Transcript Verlag.



2025. So arbeiten wir in der Zukunft

Swissfuture hat mit der Vertiefungsstudie «Die Werte in der Arbeitswelt von morgen», die auf der Studie «Wertewandel in der Schweiz 2030» mögliche zukünftige Arbeitswelten skizziert. Zu diesem Thema haben auch die Trendforscher Sven Gábor Jánoszy und Lothar Abicht ein Buch verfasst. Mit fiktiven Tagesabläufen aus der Zukunft gehen sie auf Roboter in der Arbeitswelt, auf die wichtigen Schulfächer, auf Berufsmobilität, auf Teil- und Vollzeitarbeit in der Zukunft, auf fluide Organisationsstrukturen und auf ein neues Prekariat ein.

Sven Gábor Jánoszy, Lothar Abicht (2014): 2025. So arbeiten wir in Zukunft.
Berlin: Goldegg Verlag.



Zitate im Text

Für eine Literaturangabe ist in Klammern der Nachname des Autors, das Publikationsjahr sowie (im Fall von direkten Zitaten in Anführungszeichen) die Seitenzahl anzugeben. Wird der Name des Autors bereits im Text genannt, wird nur das Publikationsjahr (und die Seitenzahl) in Klammern angegeben.

Beispiele:

...Goffman (1974: 274-275)...

Literaturverzeichnis

Im Literaturverzeichnis werden alle zitierten Werke aufgeführt. Es ist alphabetisch nach den Nachnamen der AutorInnen zu ordnen, deren voller Namen angegeben werden sollte. Zwei oder mehr Werke desselben Autors/derselben Autorin sollten chronologisch nach Publikationsjahr geordnet werden.

Beispiele:

Monographie – ein Autor bzw. eine Autorin

Goffman, Erving (1974): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung. Frankfurt: Suhrkamp.

Monographie – zwei oder mehr Autoren oder/und Autorinnen

Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (1966): The social construction of reality: A treatise in the Sociology of Knowledge. Garden City, NY: Anchor.

Sammelband

Maso, Ilja (2001): Phenomenology and Ethnography (136-174), in: Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland und Lyn Lofland: Handbook of Ethnography. London: Sage.

Zeitschriftenartikel – ein Autor bzw. Autorin

Albert, Ernest (2011): Über Backlash, Neukonstellationen und einige Schweizer Wertentwicklungen, in: swissfuture 01/11: 4-7.

Zeitschriftenartikel – zwei oder mehr AutorInnen

Jensen, Carl J. und Bernhard H. Lewin: The World of 2020: Demographic Shifts, Cultural Change and Social Challenge, in: swissfuture 01/09: 36-37.

Zeitungsartikel

Wehrli, Christoph (22. Juli 2011): Vielfalt und Gleichheit im Einwanderungsland (S. 11). Zürich: Neue Zürcher Zeitung.

Artikel in elektronischer Form – Zeitschrift

Schnettler, Bernd (2002): Review Essay – Social Constructivism, Hermeneutics, and the Sociology of Knowledge, in: Forum Qualitative Sozialforschung 3(4), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/785> (27. Juli 2011).

Artikel in elektronischer Form – Zeitung

Dätwyler, Tommy (27. März 2008): Neues Leben auf alten Inkapfaden, in: Neue Zürcher Zeitung, http://www.nzz.ch/magazin/reisen/neues_leben_auf_alten_inkapfaden_1.695490.html (27. Juli 2011).

Auf einer Website veröffentlichte Informationen

Bundesamt für Statistik (2010): Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung in der Schweiz 2010 2060. Neuenburg: BFS. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.html?publicationID=3989> (27. Juli 2011).



swissfuture

Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung
Société Suisse pour des études prospectives
Swiss Society for Futures Studies



Mitglied der Schweizerischen Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagw.ch

